
Erzählungen
aus
dem Kinderlande.
Zweite Auflage.



Der Besuch im Waisenhaus.

Erzählungen
aus
dem Kinderlande

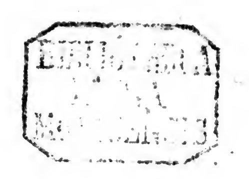
von

Carolina Reinhold.

Zweite Auflage.

Mit sechs illuminirten Kupfern.

Nürnberg,
bei Bauer und Raspe.
1828.



Inhalt.

	Seite
Der Besuch im Waisenhaus	1
Der blinde Bettler	9
Der Schullehrer	16
Der Tausendkünstler	20
Die ungleichen Schwestern	26
Die Wasserfahrt	39
Die Launenhafte	55
Die edle Fürstin	59
Der Jahrmarkt	77

	Seite
Das Taschengeld	102
Das stolze Fräulein	107
Franziska's Bekehrung	116
Die Habergrütze	123
Der wohlthätige Regen	133
Die belohnte Geduld	138
Das Loch im Strumpf	146
Der kleine Rechenmeister	156
Der Weinstock	167
Der Tadel der Menschen	188
Ungehorsam macht unglücklich	201
Das einflußreiche Kreuzchen	207
Woldemars Geburtstag	221
Das Blindekuh-Spiel	233

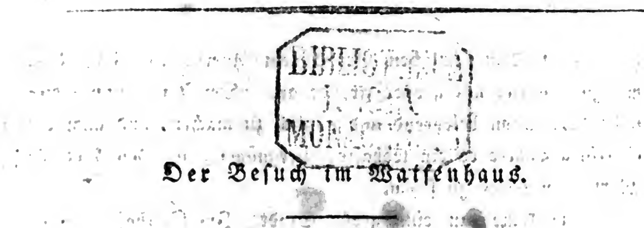
Vorwort.

Anspruchlos sende ich diese kleine Erzählungen aus dem Kinderlande in die Kinderwelt. Nur der herzliche Wunsch begleitet sie, daß sie den Zweck erreichen möchten, den sich die Verfasserin vorsetzte, nämlich die kindlichen Tugenden in ein Licht zu stellen, welches die Kleinen zur Beschauung anzieht, und das in ihr weiches Gemüth dringt, es erwärmt

und erleuchtet. Ferner die schädlichen Gewohnheiten und Fehler mit dem abschreckenden Gewandt zu bekleiden, welches dem Kinde ihre Häßlichkeit und ihren Nachtheil noch mehr ins Auge fallend macht, und den festen Vorsatz in ihm erweckt, so will ich nicht werden.

Zeigt sich auf solche Weise die Wirkung dieses Büchleins, dann findet sich für die kleine Mühe des Erzählens reich belohnt

die Verfasserin,
Carolina Reinhold.



Der Besuch im Waisenhaus.

Wellmer, ein bemittelter Kaufmann, mußte eine Geschäftsreise unternehmen. Seine Gattin, mit welcher er sehr glücklich lebte, und sein einziger neunjähriger Sohn Oskar, der die Eltern unaussprechlich liebte und von ihnen als ihr größter Reichthum betrachtet wurde, begleiteten ihn. Wellmer'n schien es unmöglich, sich auf so lange Zeit, als jene Angelegenheit ihn vom Haus entfernte, von den Seinigen zu trennen, und diese

nahmen aus dem nemlichen Grund sein Anerbieten, die Reise mit zu machen, mit großer Freude an. Der Vater suchte dieselbe dem Sohn belehrend und nützlich zu machen, und auch der Gattin gewährte es ein lebhaftes Vergnügen, an jedem Ort alle Merkwürdigkeiten zu sehen.

Sie kamen in eine große Stadt. Im Gasthof, wo sie übernachteten, erfuhr Herr Wellmer, daß daselbst eine recht wohlthätige Anstalt sei, nemlich ein Waisenhaus, dessen Einrichtung sehr zweckmäßig und segensreich für die unglücklichen Kleinen wäre. Oskar horchte mit großer Theilnahme der Erzählung zu. Als sie allein waren, fiel der Knabe den geliebten Eltern um den Hals, und sagte mit nassem Blick und tiefer Bewegung: „O Gottlob! daß ich keine Waise bin! daß ich meinen gütig sorgenden Vater, meine zärtliche Mutter noch besitze! Mag es

doch den armen Kindern in dem Waisenhaus recht gut gehen, das größte Glück entbehren sie dennoch — die Elternliebe! aber Väterchen, sehen möchte ich doch die schöne Anstalt.“ Das sollst du, lieber Sohn! erwiederte Herr Wellmer, und drückte Oskar an sein Herz, ich war schon zu jenem Gang entschlossen, ehe du mich batest, denn es zieht mich unwiderstehlich dahin.

Sie machten sich bald auf den Weg, und es fiel ihnen schon der äussere Anblick des stattlichen Hauses, mit seinen hohen Fenstern und freundlichem Anstrich, angenehm ins Auge. Beim Eintritt gewahrten sie sogleich die höchste Reinlichkeit und Ordnung, und diese zeigte sich auch in allen Gemächern und Schränken, so wie im Anzug und Aussehen der Knaben, welche vom ersten bis zum vierzehnten Jahre daselbst anzutreffen waren.

Der Vorsteher und seine männlichen und weiblichen Gehül-

sen befriedigten Herrn Wellmer auf alle seine, an sie gerichteten Fragen. Er überzeugte sich, daß hier die Kinder an Leib und Seele versorgt sind, und dankte laut mit menschenfreundlicher Theilnahme dem himmlischen Vater der Waisen, so wie dem Stifter der Anstalt für das Glück, das jenen ihr an sich trauriges Loos vergessen macht. Auch seine tieffühlende Gattin theilte mit ihm diese Empfindung, und Oskar befreundete sich kindlich mit einigen Knaben seines Alters. Sie führten ihn in den hübschen großen Garten, der am Haus sich befand, und er tummelte sich mit ihnen in heitern Spielen. Vorzüglich nahm ihn ein achtjähriger blondgelockter Junge, Namens Hermann, in Anspruch, und auch er fühlte sich am meisten zu ihm hingezogen. Arm in Arm wandelten sie so eben den breiten Gang, der zum Gebäude führte, hinauf, als Oskar's Eltern mit dem Direktor

aus demselben traten, um auch den Garten zu besehen. „Du hast wohl hier einen Freund gefunden?" fragte Herr Wellmer seinen Sohn, den Knaben freundlich in den Weg tretend. „Ja Vater!" erwiederte Oskar, „ich bin Hermann recht gut geworden, sieh nur seine schönen blonden Locken und sein himmelblaues Auge." Verschämt schlug es jener zur Erde und wurde glühend roth. „Hermann heißt du?" fiel Herr Wellmer ein, und betrachtete aufmerksam den verlegenen, aber hübschen Jungen. Der Direktor nahm statt seiner das Wort und erwiederte: „Hermann ist sein Familien-Name. Die Eltern waren wackere Leute, aber das Unglück verfolgte sie. Der Vater nahm endlich Kriegsdienste und fiel in der Schlacht, die Mutter starb aus Gram; ihre Verwandten, welche mit der Verbindung des Gatten nicht zufrieden waren, nahmen sich, nach ihrem Tode, des

armen Kindes wenig an; da versorgte die Obrigkeit den armen Hermann und gab ihn in diese Anstalt.“ Kaum hatte der Direktor seine Erzählung geendigt, so umfaßte Wellmer den Knaben mit Innigkeit und sagte: „Sohn meines unvergeßlichen Freundes! ja du bist es! je länger ich dich betrachte, je mehr gewahre ich die auffallendste Aehnlichkeit mit deinem verewigten Vater; o welche Freude ist es mir, dich zu finden und eine Schilderung des Schicksals des unglücklichen Freundes zu hören, nach welchem meine vieljährigen Nachforschungen vergeblich waren.“ Er wandte sich nun zu dem Direktor mit den Worten: „Sie müssen mir das Kind überlassen, ich bitte sie herzlich darum. Nicht wahr, gute Marie, du bist es auch zufrieden?“ fragte er seine Gattin. „Vollkommen!“ erwiederte diese, und die Knaben tanzten fröhlich, sich herzlich umschlingend, im Kreise

herum, indem sie immer dazwischen ausriefen: „Das ist herrlich! das ist prächtig!“

Nach genommener Rücksprache mit dem Vorsteher, ging Wellmer zur Obrigkeit, und brachte bald die Sache ins Reine. Hermann mußte aber gleich mit seiner neuen Mutter und Oskar in den Gasthof gehen. Gerührt nahm er von seinen bisherigen treuen Versorgern Abschied und wurde von diesen mit ihrem Segen entlassen, denn er war ein sittlich guter und talentvoller Knabe. Als Wellmer zurückkehrte und versicherte, daß die Angelegenheit geordnet sei, ging der Jubel der beiden Kinder von Neuem an, und jener sagte: „Nun begreife ich, warum es mich mit so unwiderstehlicher Gewalt zu dem Waisenhaus drängte, sobald ich von dessen Daseyn hörte; habe ich doch daselbst einen großen Gewinn für mein Herz erhalten! Nun kann ich

dem Sohne vergelten, was in frühern Jahren der Vater durch Treue und Anhänglichkeit an mir verdiente.“ Er nahm gerührt die beiden Knaben in die Arme und fuhr fort: „O meine Kinder! folgt immer dem sanften Zug, der euch im ersten Augenblick eures Bekanntwerdens zusammenführte, und pflanzt die Freundschaft unter euch fort, die euern Vätern so süße Stunden schuf!“ Sie küßten dem Vater zärtlich die Hand und fielen sich von Neuem um den Hals.

Gleiche Liebe, gleichen Unterricht, gleiche Sorgfalt genießend, wuchsen sie miteinander auf und hielten das Gelübde der Freundschaft, das sie sich als Kinder gegeben hatten, auch noch im spätern Mannes-Alter.

Der blinde Bettler.

„Gebt dem armen Jakob eine kleine Gabe!" so rief eine Stimme unter Luischens Fenster. Die achtjährige Kleine saß mit ihrem Strickstrumpf an demselben, und streckte mitleidig das Köpfchen schnell hinaus, als sie jenen Ruf hörte. Da stand ein Greis, zitternd vor Schwäche, um sein Haupt kräußelten sich spärlich einige Silberlocken und der Blick des Auges war erloschen. „Was fehlt dir, armer Mann?" fragte das Mädchen im beklagenden Tone. „Ich bin recht unglücklich," erwiederte dieser; „ganz einsam stehe ich in der Welt, in der ich nichts mehr unterscheiden kann, denn, ich habe nur noch einen schwa-

chen Schimmer auf dem rechten Auge, auf dem andern bin ich ganz blind. Ach, wenn mich ein baldiger Tod erlösen wollte!“ Verzage nicht, tröstete Luischen freundlich, der liebe Gott verläßt ja Niemand! Sie hieß ihn warten, suchte in ihrer Sparbüchse, fand ein Zweigroschenstück und warf es ihm in den aufgehaltenen Hut. „Wo wohnst du denn, Alter?“ fragte die Kleine noch. Der Greis beschrieb es ihr, rief ein herzliches: „Vergelt's Gott!“ hinauf und ging weiter. Luischen war den ganzen Tag nachdenkend. Das Bild des blinden verlassenen Bettlers schwebte ihr immer vor der Seele. Einigemal seufzte sie tief, hielt theilnahmslos ihre Puppe im Arm und ging still im Zimmer auf und nieder. Die Mutter bemerkte es. „Was fehlt dir, Kind?“ fragte sie dieselbe. „Ach, meine Sparbüchse ist leer, und ich möchte Geld haben;“ erwiederte Luischen.

„Zu welchem Zweck?“ forschte Frau Döring weiter. „Du warst heute nicht zu Haus und hast also nicht gesehen, was ich sah,“ äusserte das Kind, und konnte vor Rührung nicht weiter sprechen. Sie legte ihre Puppe hin, eilte zur Mutter, und verbarg ihr weinendes Gesichtchen in deren Schoos. „Erzähle mir doch, Töchterchen, was dich so bewegt,“ drang freundlich Jene in sie, richtete sie auf, und trocknete mit ihrem Taschentuch Luischens nasse Wangen. Mit ungewisser Stimme, oft von Schluchzen unterbrochen, schilderte diese nun des armen Jakobs Unglück. „O wenn er nicht mehr so unsicher herumwandeln dürfte!“ schloß sie ihre Mittheilung; „mir ist so bange für ihn; er kann sich stoßen, kann fallen, und welchen Gewinn hat er am Ende des Tages? vielleicht einige Pfennige, die kaum zu trockenem Brod und Kartoffeln hinreichen. Mir that es weh,

daß ich ihm diesen Morgen nicht mehr geben konnte; aber du, liebe Mutter, warst ausgegangen, und ich hatte nur noch eine kleine Münze in meiner Sparbüchse. Hätt' ich mir neulich doch kein Band gekauft, so hätte ich dem Armen mehr geben können!" Sei ruhig! versezte die Mutter; Jakob wird wieder kommen, und dann will ich ihn reichlich beschenken. „Wer weiß, wie lange er noch lebt!" entgegnete Luischen. „Dürfte ich ihm denn Morgen nichts bringen? er hat mir seine Wohnung gesagt." Wenn das ist, antwortete Frau Döring, dann will ich ihm Etwas schicken. Luischen war noch immer nicht zufrieden, rieb sich die Stirne und machte ein trübes Gesichtchen. Endlich kam sie schmeichelnd mit ihrem Wunsch hervor: „Morgen früh selbst die Gabe hintragen, und dann bei ihrem Oheim, der über die Armenanstalten in jenem Orte die Aufsicht hatte, bit-

ten zu dürfen, daß er sich des armen Greises annehmen möchte." Frau Döring wurde hoch erfreut durch die Aeusserungen des weichen mildthätigen Herzens, und des besonnenen Geistes ihres Kindes. Sie wollte nur vorhin durch ihre anscheinende Kälte und unbefriedigenden Antworten Luischen prüfen, wie weit diese ihr Mitleid führe, schloß sie jezt zärtlich in ihre Arme und ertheilte ihr die Erlaubniß, für des blinden Jakobs ferneres Geschick Sorge zu tragen und ihn nach Kräften unterstützen zu dürfen.

Fröhlich hüpfte nun das Mädchen im Zimmer herum und küßte wiederholt und dankbar der lieben Mutter die Hand.

Am andern Tage eilte sie zu dem Hüttchen, das Jakob ihr beschrieben hatte; doch ach, welch ein Anblick wartete ihrer! Der Greis lag entseelt auf seinem Strohbette. Friedlich, als

schlief er sanft, war seine Miene, seine Hände gefaltet, und er schien im frommen Gebet vollendet zu haben, denn auf dem Stuhl neben ihm befand sich ein aufgeschlagenes Andachtsbuch; ein Krüglein, halb mit Bier angefüllt, stand dabei. Die Besitzerin des Häuschens, die im andern Stockwerk wohnte, kam Luischen an der Thüre mit der Frage entgegen: „Sind Sie der Engel, der diesen Armen in seinen letzten Stunden mit freundlichen Worten und mit einer reichen Spende getröstet hat? Für letztere konnte ich ihm eine Suppe kochen und ihm mit etwas Bier laben, worauf er bald, nachdem ich ihm noch einige tröstliche Gebete vorgelesen hatte, sanft verschied. Aber seine letzten Worte waren: Segen für das liebe Kind, das sein Mitleid so unverkennbar gegen ihn äusserte."

Luischen weinte sanft, indem sie mit heiliger Empfindung

sich dem Erblaßten näherte. „O hätte ich ihn doch eher gekannt, wie wollte ich ihm Gutes gethan haben!“ sagte sie. „Schon der Wille ist vor Gott gültig,“ versetzte jene wackere Frau, „und gewiß wird es Ihnen im Leben immer gut gehen, weil Sie so mildthätig sind, und was Sie dem Lebenden nicht mehr thun konnten, das erzeigen Sie dem Todten, damit er ehrlich begraben werden kann.“ Luischen gab nicht nur bereitwillig her, was sie bei sich hatte, sondern versprach noch mehr zu schicken; und Frau Döring, welcher sie bei ihrer Zurückkunft unter Thränen das Ereigniß mittheilte, erfüllte dieß Versprechen in noch weiterem Sinne des Wortes. Sie übernahm nemlich die Kosten der ganzen Beerdigung und machte nachher jene redliche, aber auch nothleidende Wittwe zum Gegenstand ihrer und Luischens Unterstützung.

Der Schullehrer.

In einem freundlichen Dörfchen, befand sich auch ein freundlicher Jugendlehrer, der mit Liebe und Ernst die Kinder zum Guten leitete, und in der Gemeinde, auch selbst unter den Erwachsenen, viel Nützliches und Schönes zu gründen und zu erhalten suchte. Er wurde allgemein geschätzt, und ob er gleich nicht aus Eigennutz, sondern aus reinem Pflichtgefühl also handelte, konnte er es doch nicht verhindern, daß ihm Jung und Alt Beweise der Dankbarkeit gaben. Bald brachte eine ehrliche Bäuerin in einem reinlichen Körbchen ein Schock Eier, bald eine Andere einen großen Laib frisch gebackenes Brod, bald reinigten

unaufgefordert einige Kinder sein Gärtchen von Unkraut, bald wurde er mit jungen Bäumen, üppigen Pflanzen oder hübschen Sämereien versehen, da sie wußten, welche Freude dem wackern Werthmann sein kleiner Garten verursachte; kurz, er hatte alle Ursache mit seiner Lage zufrieden zu seyn, und verdiente auch sein Glück. Dieses wurde durch die Verbindung mit einem sanften, guten Mädchen erhöht, welche ihn treulich bei seinem gemeinnützigen Wirken unterstützte und mit ihm die dankbare Anhänglichkeit der guten Dorfsbewohner theilte. Diese zeigte sich sowohl im Glück und frohen Tagen, als auch und noch mehr in der Prüfung, welche der Himmel über Jene verhängte.

Durch eine unvorsichtige Magd kam in Werthmann's Wohnung Feuer aus. Thätig war zwar die Hülfe der Einwohner bei Löschung des Brandes, doch ein heftiger Sturm fachte die

Flamme immer wieder von Neuem an, und sie machte ihn in einer Nacht zu einem armen Manne. Er war jetzt nicht nur ohne Obdach, sondern sein ganzes kleines Vermögen war dahin. Doch in seinen Verhältnissen konnte er nicht lange hülflos seyn. Man stritt sich um die Ehre, ihn und seine Gattin so lange zu beherbergen, bis ihm ein neues Haus gebaut worden sei. Man versah die von Allem Entblößten vor der Hand mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Wäsche, Betten u. s. w. und bald war in der Gemeinde eine bedeutende Summe zusammengebracht, welche Werthmann unter treuherzigen Gesinnungen übergeben wurde, um sich dafür Bücher und überhaupt das Nothwendigste anzuschaffen. Der Bau der neuen Wohnung wurde im kommenden Frühling mit allem Eifer und ganz unentgeldlich betrieben und vollendet, und als Werthmann

mit den Seinigen dieselbe bezog, veranstaltete die Dorfsjugend eine recht zweckmäßige Feierlichkeit. Sie führte, festlich geschmückt, unter dem Gesang eines frommen Kirchenliedes, jene in das mit Maien und Blumengehängen verzierte Haus, zu dessen Einrichtung jede Familie Etwas beigetragen hatte. Hier hing ein hübscher Spiegel, dort stand ein bequemer Schrank, hier war ein nettes Schreibzeug, dort ein Spinnrädchen — kurz überall fiel der Blick auf ein passendes oder niedliches Geschenk.

Natürlich fühlten sich Werthmann und seine Gattin durch ein solches Benehmen von Neuem aufgefordert, unermüdet in ihrer Thätigkeit zum Besten des ganzen Dorfes zu seyn und immer enger wurde das Band der Liebe zwischen der Gemeinde und ihnen. Werthmann wurde Vater zweier Söhne, und sein

eifrigstes Bestreben ging dahin, den Kindern die goldne Regel einzuprägen: „Seid thätig für das Wohl Anderer, so erwerbt ihr euch Freunde in der Noth.“

Der Tausendkünstler.

„Hast Du wieder Etwas an Deinem Fuhrwerk zerbrochen?“ sagte Ludwig zu seinem kleinen Brüderchen Georg, welcher bemüht war, den gestifteten Schaden selbst zu verbessern, und den Augen der Eltern zu entziehen, welche streng das muthwillige Verderben des Spielzeugs rügten. „Ach ja,

lieber Ludwig! kannst Du helfen?" erwiederte dieser kleinlaut. „Wir wollen sehen!" war die Antwort, und richtig wurde Wagen und Roß wieder hergestellt. „Es muß Etwas an dem Schloß hier verdorben seyn, wollen Sie nicht nachsehen lieber junger Herr," sagte ein andermal die Magd, welche sich umsonst bemühte, die Thüre fest zuzumachen. Ludwig brachte Hammer, Zange und andere Werkzeuge, und bald war das Schloß wieder in Ordnung. Papparbeiten und Schnitzwerk aller Art verfertigte er zum Erstaunen viel und so ziemlich artig, selbst seine Taschenuhr, als sie einmal unrichtig ging, zerlegte er, und brachte sie glücklich und mit günstigem Erfolg wieder zu Stande. — Dieß war alles schön und gut; aber ach! in der Klasse war Ludwig immer der Letzte. Seine Aufgaben brachte er entweder gar nicht, oder höchst nachlässig gearbeitet; denn er

hatte ja nicht Zeit dazu, da seine Neigung und Geschick ihn zu allen andern Beschäftigungen verleitete, nur nicht zu denen, welche ihn, nach des Vaters Willen, zu seiner eigentlichen Bestimmung fähig machen sollten.

Mit oberflächlichen Kenntnissen ging er auf die hohe Schule. Hier war seine erste Arbeit, sein Zimmerchen, das ihm zu schlecht war, selbst auszutapeziren. Himmel! darüber versäumte er den Anfang der Vorlesungen, und er hatte Mühe nachzuholen und sich hineinzufinden. Sein Hausherr besaß ein Gärtchen, das allerlei künstliche Gegenstände enthielt; als z. B. auf einem Tisch von Marmor eine Sonnenuhr und einen Kompaß, ferner eine Scheibe, hinter welcher, wenn man das Schwarze traf, ein Harlequin hervorsprang, Blechfiguren, die der Wasserstrahl des Bassins herumtrieb, und noch Mehreres. Dieß Alles bot

unserm Ludwig viel Gelegenheit dar, seine Geschicklichkeit im Ausbessern solcher Sachen zu üben; denn der Besitzer begleitete eine wichtige Stelle bei der Stadt, widmete also seinem Gärtchen wenig Aufmerksamkeit, und jene Herrlichkeiten waren alle gewaltig eingegangen. Durch Ludwigs Bemühungen wurden sie jedoch wieder in guten Stand gesetzt, auch der Blumenflor gewann durch ihn an Vollkommenheit, da er sich viel mit der Pflege derselben abgab; aber, aber — mit dem Studium der ernsten Wissenschaften sah es schlecht dadurch aus, und er wurde zu den unfleißigsten Akademikern gezählt. Dafür konnte er seine Bekannten und Gesellschaften recht abwechselnd und angenehm unterhalten. Bald zeigte er die erstaunenswürdigsten Taschenspielerkünste, bald mußten sie ihm zu einem Schattenriß sitzen, in welchen er die sprechendste Aehnlichkeit zu legen wußte, bald

brachte er selbst geschnitzte Figuren zum Schachspiel, das von einigen seiner Freunde eine Lieblings-Unterhaltung war. Leider führte ihn dieß Alles aber seinem vorgesteckten Ziele nicht näher, im Gegentheil entfernte es ihn immer weiter davon, und schon in Schulkenntnissen versäumt, war es ihm unmöglich, den Forderungen zu entsprechen, die nach geendigten Studienjahren ein strenges Examen an ihn machte. Er fiel dabei ganz durch und erhielt die Weisung, noch einmal zu studieren. Den Jammer seiner Eltern darüber, den er sich im Geist vorstellte, nicht zu ertragen im Stande, ging er von der Prüfung, statt — nach Hause, in die weite Welt. Lange hörten die bekümmerten Seinigen nichts von ihm; endlich kam ein Brief, der die Nachricht enthielt: daß ihm einige Jahre Mangel und Elend recht fühlbar das Fehlerhafte seiner frühern Handlungsweise gezeigt habe.

Kümmerlich mußte er sich von Ort zu Ort mit seinen mannigfachen, doch größtentheils nur oberflächlichen Kenntnissen fortbringen; zuletzt habe er sich mit aller Neigung und Fleiß auf die Gärtnerei gelegt, und sei bei dem französischen Monarchen Hof- und Kunstgärtner geworden, wo er einen ansehnlichen Gehalt genieße und ein angenehmes Leben führe. Rührend dankte er in diesem Brief den Eltern für die treue Sorge, die sie um seine Ausbildung trugen, und welche nur sein Leichtsinn vereitelt hatte. Innig flehte er sie um ihre Verzeihung, um ihren Segen an, und versicherte, daß er Gott danke, wenigstens in der französischen Sprache so viel gelernt zu haben, als nöthig war, um in dem Lande, wo sie gesprochen wurde, eine leichtere Unterkunft zu finden. Er bat die Eltern, allen bekannten jungen Leuten sein Schicksal zu erzählen, und durch sein Beispiel

dringend vor der unzweckmäßigen Anwendung der köstlichen Jugendzeit zu warnen. „Gut ist es," setzte er am Schlusse seines Briefes hinzu, „wenn man frühzeitig lernt, sich in mancher Lage selbst zu helfen, doch muß die Erlangung solcher Nebenkenntnisse nie auf Kosten der Hauptwissenschaft, welcher man das Leben widmen soll und will, geschehen.

Die ungleichen Schwestern.

Ein Hauptfehler Emiliens war die Selbstsucht, und aus dieser, ein weibliches Gemüth so entstellenden, Eigenschaft ent-

sprang noch manche unrechtmäßige Handlung des vierzehnjährigen Mädchens. Nur ihre Person mit Innigkeit liebend, blieben Mitleid, Milde und alle die sanftern Regungen eines wohlwollenden Herzens Emilien fremd. Die Eigenliebe betäubte jedes bessere Gefühl in ihr und schonungslos konnte sie sogar das Vergnügen ihrer nächsten Verwandten dem eigenen Vortheil unterordnen. Ganz das Gegentheil ihrer ältern Schwester war Alwine. Liebevoll, gefällig und menschenfreundlich, fand sie ihren höchsten Genuß in der Zufriedenheit Anderer und mit edler Selbstverläugnung diese oft begründend, erkannte sie das Bewußtseyn, zu dem Glück ihrer Mitmenschen beigetragen zu haben, für ihren schönsten Lohn. Mit der wärmsten Zärtlichkeit hing sie an Emilien, und wenn ihr gleich von derselben, statt Erwiederung ihrer zuvorkommenden Aufmerksamkeit, oft em-

pfindliche Kränkungen zu Theil wurden, so war doch der Liebe-reichen kein Opfer zu schwer, das sie nicht freudig den Wünschen der geliebten Schwester gebracht hätte. Folgende Begebenheit wird die verschiedene Denkart beider Mädchen am deutlichsten bezeichnen:

Ihres Vaters bedeutende Besitzungen lagen in einer höchst anmuthigen Gegend; besonders war das schöne Dorf Mühlheim ein reitzender Aufenthalt, und gerne würde Herr von Hagenau dem Verlangen seiner Familie Gehör gegeben und die Sommerzeit daselbst verlebt haben, hätten seine Verhältnisse als Staatsdiener ihn nicht an die Stadt gefesselt. Nur selten konnte er dem Besuch dieses Landguts einige Stunden widmen; daher wurde der dazu bestimmte Tag von seinen Töchtern stets als ein ausgezeichnetes Fest betrachtet. Mit jugendlicher Lust genossen

diese die reinen Freuden, welche die Natur dem dafür empfänglichen Gemüthe so reichlich darbietet, und Garten, Wiese und Wald wurden der Schauplatz ihrer schuldlosen Unterhaltung. Lange schon war die Sehnsucht der Mädchen nach der Wiederholung dieser Genüsse unbefriedigt geblieben, als sie einst folgende Worte des Vaters auf das Angenehmste überraschten. Er begann: „Die Anwesenheit meines Universitäts-Freundes, des Regierungsrath Erldorf, veranlaßt mich, den morgenden Tag mit ihm, und noch einigen akademischen Bekannten, in Mühlheim zuzubringen; da diese mit ihren Gattinnen und Kindern erscheinen werden, so erhaltet auch ihr, meine Töchter, die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen.“ Mit dankbarem Entzücken fielen ihm diese um den Hals, und indem sie schon im Geiste ihren Gespielinnen den schönen Garten, das mit auslän-

dischen Gewächsen prangende Treibhaus, oder die plätschernde, von hohen Ulmen beschattete Quelle zeigten, seufzte bald Emilie, bald Alwine: „Ach, wenn es doch schon Morgen wäre!“ Der erste Strahl der aufgehenden Sonne fand die Schwestern angekleidet. Mit Ungeduld erwarteten sie den Wagen; doch wenige Minuten vor der zur Abreise bestimmten Stunde vereitelte ein unangenehmer Vorfall Alwinens gehoftes Vergnügen. Die Mutter, deren Zeit noch andere Geschäfte in Anspruch nahmen, hatte ihren Töchtern die Reinigung des beim Frühstück gebrauchten Kaffegeschirrs übertragen. Schon waren sie damit fertig, und Emilie wollte es eben aufbewahren, da hörte sie die Kutsche rollen. Ohne auf das zu achten, was sie in Händen hatte, stieß sie damit, als sie eilig ans Fenster sprang, an einen Stuhl. Der Teller entfiel ihr, und klirrend lagen die zerbrochenen Tas-



Die ungleichen Schwestern.

sen auf dem Boden; der zürnende Blick des eintretenden Vaters traf Alwinen, welche klagend die Scherben aufhob, und sie für die Urheberin des Unfalls haltend, kündigte er dem erschrockenen Mädchen an: daß sie zur Strafe für ihre Unvorsichtigkeit von der heutigen Landparthie ausgeschlossen werden sollte. Leichenblaß hörte die Unschuldige ihr Urtheil, ihr sanftes blaues Auge füllte sich mit Thränen; allein wenn sie sich gleich viele Freuden von dieser Spatzierfahrt versprochen hatte, so besaß sie doch genug aufopfernde Liebe, um die Schuld der Schwester geduldig zu tragen, und kein Wort verrieth die wahre Thäterin. Zwar rührte diese edelmüthige Handlung Emilien, aber ihre Selbstliebe, welche ihr alle die Ergötzungen, die sie heute im Kreise ihrer Bekannten, an ihrem Lieblingsort, erwarteten, in lockenden Bildern vor die Seele führte, betäubten die bes-

sern Empfindungen des Mädchens, und indem sie durch leere Entschuldigungen ihr Gewissen zu beschwichtigen, und durch fruchtlose Fürbitten für Alwinen den Forderungen desselben Genüge zu leisten glaubte, fuhr sie nach einem kurzen Abschied von derselben, in Begleitung der Eltern, dem Landsitze zu.

Emiliens Frohsinn wurde indessen durch die Erinnerung an das ungerechte Betragen gegen ihre Schwester ungemein getrübt, und die Vorwürfe, welche sie sich machen mußte, verbitterten ihr den Genuß, den die Freundschaft und die Naturschönheiten ihr gewährten. Alwine aber, durch den innern Beifall beruhigt, suchte sich durch nützliche und angenehme Thätigkeit die Einsamkeit zu versüßen, und mit sanfter Heiterkeit, die Frucht erfüllter Pflichten, erwartete sie die Ihrigen. Leider war Emiliens Gemüth durch Eigenliebe zu sehr verhärtet, als daß dieser

Vor-

Vorfall hätte vortheilhaft auf sie wirken können. Er ging ohne heilsame Folgen für ihre Besserung vorüber und wurde bald vergessen. So entschwanden mehrere Monate; da erkrankte Emilie und ein bösartiges Fieber brachte sie an den Rand des Grabes. Mit unermüdeter Sorgfalt pflegte Allwina die Leidende. Sie wachte an ihrem Lager, sie bot Alles auf, um ihr Linderung der Schmerzen zu verschaffen, und nur die dem Unterricht gewidmeten Stunden entfernten sie von der geliebten Schwester. Langsam besserte sich endlich Emiliens Zustand, doch konnte sie das Bette noch lange nicht verlassen, und nun war Allwinens Liebe erfinderisch, durch mannigfachen angenehmen Zeitvertreib die Genesende zu unterhalten.

Der Winter war beispiellos strenge und deßhalb war Emilie, zwar fast ganz hergestellt, dennoch durch das Gebot des

Arztes an das Haus gebunden. Da sie aber keiner besondern Aufsicht und Pflege mehr bedurfte, so trugen die Eltern kein Bedenken, einer Schlittenfahrt, welche die angesehensten Familien der Stadt veranstaltet hatten, beizuwohnen, und auch Alwinen die Theilnahme daran zu gestatten. Freudig nahm diese die Nachricht auf. Schlittenfahren war ihr Lieblingsvergnügen, und sowohl der zum Ziel der Reise gewählte Ort, als die zahlreiche Versammlung ihrer Freundinnen, welche sie dort zu treffen hoffte, ließ sie einen frohen Nachmittag erwarten. Indem sie jedoch ihre Freude laut werden lassen wollte, fiel ihr ein, daß Emilie ihrer Gesundheit wegen von dieser Lustbarkeit zurückbleiben mußte, und sogleich war der Entschluß, ihr Gesellschaft zu leisten, gefaßt. „Die Arme sollte durch Einsamkeit die Entbehrung des Vergnügens doppelt schmerzlich fühlen? Nimmer-

mehr!" so sprach sie zu sich selbst und eilte sogleich zu den Eltern, um von diesen die Zustimmung zu ihrem Vorhaben zu erlangen. Emilie hörte wehmüthig von der verabredeten Lustfahrt, indeß zu ängstlich für ihr Leben besorgt, um der Warnung des Arztes ungehorsam zu seyn, trauerte sie hauptsächlich nur darüber, daß sie allein zu Haus bleiben müsse. Da aber dieß ihrer Meinung nach nicht abzuändern war, weil der größte Theil ihrer Freundinnen der Schlittenfahrt beiwohnte, und die Andern aus Furcht vor Ansteckung sie noch nicht zu besuchen wagten, so fügte sie sich in ihr Schicksal. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie Allwinen, gleich nachdem die Eltern von ihr Abschied genommen hatten, im häuslichen Gewande zu sich ins Zimmer treten sah! „Was hält denn Dich ab, die Fahrt mitzumachen?" fragte sie betroffen. „Die Liebe zu Dir," antwortete sanft die zärtliche

Schwester, „vereint wollen wir uns die Zeit zu verkürzen suchen, die Dir allein vielleicht zu langsam hingeschlichen wäre!" Dieser seltene Edelmuth schmolz endlich die Eisrinde, welche Selbstsucht um Emiliens Herz gezogen hatte. Schon durch Allwinens früheres Benehmen erweicht, vermochte sie nun nicht länger zu widerstehen. Sie sank mit lautem Schluchzen dieser in die Arme und rief: „O wie kann ich Dir je Deine Schwestertreue vergelten! ich fühle es aber, Deine nicht zu ermüdende Güte hat mich gebessert. Nie sollst Du oder Andere mehr durch meine Eigenliebe leiden! Dein Vorbild leuchte mir auf der Bahn der Veredlung voran, und Dein Beifall stärke mich in der Nachahmung Deiner Tugenden!" Tief bewegt umschlang sie Allwine, und die beglückende Ueberzeugung, eine Seele für die Quelle aller edeln Empfindungen, für die Liebe, gewonnen

zu haben, verklärte ihr holdes Antlitz, und erfüllte sie mit nie gekannter Wonne. In herzlicher Eintracht verstrich beiden der Nachmittag, dessen Andenken stets mit unverlöschbaren Zügen in den Herzen beider Mädchen fortlebte. Als bei der Rückkehr der Eltern die reuige Emilie alle ihre Fehler gestand, und die Handlungsweise ihrer Schwester durch ihre Erzählung in helles Licht stellte, da schlossen Jene, im Gefühle des höchsten Entzückens, ihre geliebte Allwine in die Arme, priesen sich in dem Besitz einer solchen Tochter unaussprechlich glücklich, und verziehen auf ihre Fürbitte auch Emilien. Sie hofften auf die Dauer ihrer Besserung, von der sie durch ihre Offenheit den ersten Beweiß abgelegt hatte, und sie irrten nicht. Nie das Beispiel Allwinens aus den Augen verlierend, strebte Emilie rastlos ihre Fehler abzulegen, und überzeugte sich bald, daß man, um wahr-

haft glücklich zu seyn, auch andere zu beglücken verstehen müsse. Die Achtung und Liebe der Ihrigen, so wie Aller, die sie kannten, war der Gebesserten Lohn. Ja, wenn man von den vorzüglichsten Jungfrauen der Stadt sprach, so wurden gewiß Hagenaus Töchter unter die Ersten gezählt.

Im herzlichsten Einverständniß lebten beide mit einander, und so oft Emilie den verderblichen Einfluß der Selbstsucht auf das Geschick so mancher ihres Geschlechts bemerkte, so erkannte sie innig dankbar Gottes Vatergüte, welche sie durch das Vorbild Allwinens für die Tugend gewonnen, und dadurch ihr zeitliches und ewiges Heil begründet hatte.

Die Wasserfahrt.

Freundlich spiegelte sich der blaue Himmel in dem klaren Teich, der ohnfern des Schlosses des Herrn von Birkenau, von Erlen bekränzt am Abhange eines Felsen, seine kleinen Wellen sanft kräußelnd, einen angenehmen Anblick darbot. Herr von Birkenau hatte einen sichern und schönen Kahn machen lassen, und so oft Besuch im Schloß war, wurde sich immer, wenigstens ein Stündchen, mit einer Wasserfahrt belustigt, so wie die Familie selbst zuweilen dieß Vergnügen genoß. Nantchen, die jüngste Tochter des Barons, ein Mädchen von neun Jahren, hatte so manches Mährchen von Wassernixen und Flußnymphen

gehört, und es hatten sich in ihrem Gemüth dergleichen irrige Vorstellungen so fest gesetzt, daß sie nie zu bewegen war, an jener angenehmen Erholung Theil zu nehmen. Die Eltern, welchen viel daran lag, ihr Töchterchen von jenem Aberglauben zu befreien, suchten mit liebenden und strafenden Worten diesen Zweck zu erreichen, allein immer vergebens. Man mußte befürchten, daß die Angst auf die ohnehin zarte und schwächliche Kleine nachtheilig wirken möchte, und da die Einflüsse des Elements, so wie die aus Furcht schwankende und unsichere Haltung des Kindes im Kahn, der allzusorgsamen Mutter für dieselbe Gefahren im Geist zeigte, so entging Nantchen der Gewalt, welche der Vater öfters anzuwenden drohte.

Ein Zufall bewirkte indessen mehr, als alle Vorstellungen der Eltern, alle Neckereien und Bitten der Geschwister.

Nantchen besaß ein Lämmchen, das sie über Alles liebte. Mit treuer Sorgfalt fütterte sie dasselbe, mit inniger Zärtlichkeit liebkoßte sie es, mit wahrer Sehnsucht kehrte sie immer zu ihm zurück, wenn eine Fahrt nach der Stadt, oder nach einem andern nahgelegenen Landsitz, sie, obgleich selten, Tagelang von ihm trennte.

Einst trat der erste Fall wieder ein. Der Vater hatte Geschäfte in der Stadt und nahm Gattin und Kinder mit. Wehmüthig nahm Nantchen von ihrem Liebling Abschied, versah ihn für den ganzen Tag reichlich mit Speise und Trank, und verriegelte sorgfältig dessen Stall. Nachmittag kam Besuch von einem nachbarlichen Schloß, und da die Familie Miltenberg zu Fuß hergewandelt, und der Tag sehr heiß war, so wurde beschlossen, obgleich man, wegen der Abwesenheit der Hauswirthe,

die Absicht des Spaziergangs nicht erreicht hatte, doch nicht augenblicklich wieder umzukehren, sondern im schattenreichen Garten auszuruhen. Ihre beiden Söhne, Rudolph und Philipp, welche die Eltern begleitet hatten, und die ein paar ziemlich wilde Jungen waren, trieben sich inzwischen tüchtig im Garten und auf den Fluren herum. Endlich bemerkten sie das Daseyn des schon früher wohlbekannten Lämmchens, das die Sehnsucht nach seiner liebevollen Gebieterin durch klagendes Blöcken zu erkennen gab. Schnell wurde der Stall geöffnet, und an einem Strickchen trieben die leichtfertigen Knaben das vor den fremden Quälern scheue Thierchen mit sich herum. Endlich kamen sie auch an den schon erwähnten Teich, fanden den Kahn, und der ältere Bruder, der mit dem Rudern umzugehen verstand, erfüllte den Wunsch des Jüngern — welcher sich jubelnd in den

Nachen, und das ihm liebgewordene Lämmchen neben sich hin-
setzte — stieß vom Ufer und leitete das wiegende Fahrzeug eine
Stunde lang auf dem Teich umher.

Als sie wieder einmal nahe an das jenseitige Ufer kamen,
wo man durch ein liebliches Laubwäldchen zu einem Dorf ge-
langte, welches ausserdem zu Land mit einem Umweg von einer
Stunde kaum zu erreichen war, ließ Rudolph seinen furchtsamen
Gefangenen zufällig los, und dieser war mit einem Sprung auf
der Erde, und mit einer Schnelligkeit, welche die bestürzten
Brüder noch mehr ausser Fassung brachte, war er im Wald und
ihnen aus dem Gesicht. Den Verdruß, der ihnen drohte, im
Geist voraussehend, war es den Knaben sehr unheimlich zu Muth.
Sie segelten eilig zurück, und nahmen sich vor, die Eltern zu
bereden, sogleich aufzubrechen, ehe Birkenaus nach Haus kom-

men würden. Doch wie erschracken sie, als sie diese, welche ihre Geschäfte in der Stadt sehr bald beendigt hatten, schon antrafen und Nantchen eben heiter und froh über den Hof hüpfte. „Ach diese will ihr Lämmchen begrüßen!“ sagte Rudolph seufzend; denn er war ein unbesonnener, aber gutmüthiger Junge, dem es im Herzen leid that, dem armen Mädchen ihre Freude geraubt zu haben.

Ohne sich lange zu besinnen, führte er seine Mutter bei Seite, und entdeckte ihr ehrlich die begangene leichtsinnige Handlung. „Tröste Nantchen,“ schloß er mit Thränen in den Augen seine Erzählung, „und bitte, daß sie mir nicht zürnt.“ Verstimmt durch das unangenehme Ereigniß, doch entwaffnet durch ihres Sohnes Offenheit und Reue, stand Frau von Miltenberg sinnend da, und rieb sich verlegen die Stirn. Da kam

Nantchen mit lautem Weinen herbeigelaufen, und machte schluchzend ihren Verlust kund. Die Knaben verkrochen sich erschrocken hinter die hohen Buchenwände, welche den runden Platz im Garten, in dem sich die Gesellschaft aufhielt, umgaben; aber Frau von Miltenberg nahm das Wort, bekannte die Unbesonnenheit ihrer Söhne, verschwieg auch nicht, wie sehr Rudolph wünschte, seine That ungeschehen zu machen, und erbot sich Nantchen ihren Verlust zu ersetzen. Doch diese konnte dem Strom ihrer Thränen nicht Einhalt thun. Sie flossen unaufhaltsam bei der Vorstellung: welches Schicksal ihr armes Thierchen vielleicht hatte, und wo und wie es sich jetzt befinden würde! Endlich, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen, lief sie weg und nach der Gärtners-Wohnung. Hier gab sie dem Knecht, der gewöhnlich der Fährmann bei den kleinen Wasserfahrten war, ein Stück

Geld und bat: sie sogleich nach dem erwähnten Lustwäldchen zu bringen. „Wie, Fräulein Nantchen, wie kommen sie denn zu dem Entschluß?“ erwiederte dieser, „Sie fürchten sich ja vor den Wassernixen?“ O stille doch! rief das Mädchen und schauderte zusammen, erinnere mich nicht daran, es kostet mich ohnehin eine große Ueberwindung, aber mein Lämmchen, mein Lämmchen! ich muß wissen, wo es hingekommen ist, und den Weg nach dem Wäldchen und nach dem Dorfe zu Fuß zu machen, dazu ist es für heute zu spät. — Sie erzählte kurz den Vorgang, und bestand muthig auf der Ueberfahrt. Als Stephan eingewilligt hatte, gab Nantchen der Gärtnerin den Auftrag, die Eltern davon zu benachrichtigen, und ging dann mit raschen Schritten dem Teich zu. Ein Zittern überfiel sie, als sie in den Kahn stieg. Stephan bemerkte es, und um das ängstliche

Mädchen vor jeder möglichen Gefahr zu sichern, setzte er sich dicht neben sie, und ruderte ihr zur Seite. Nantchen getraute sich nicht in das Wasser zu schauen, immer besorgte sie eine der gefürchteten Gestalten zu erblicken; aber Stephan war vernünftig genug, sie durch andere Gespräche zu zerstreuen, er lenkte die Unterhaltung vorzüglich auf das geliebte Lämmchen, und tröstete Nantchen, dasselbe in einer der Hütten des nächsten Dorfes wieder zu finden. Auf solche Weise verkürzte er dieser die Fahrt, und da sich keine von den übernatürlichen Erscheinungen zeigte, so wurde sie nach und nach ruhiger und freier von ängstigenden Vorstellungen.

Nun hatten sie das Wäldchen erreicht. Nantchen durchstrich es, indem sie mit lockender Stimme den Namen ihres Lieblings hierhin und dorthin rief. Allein keine Blanka er-

schien. Betrübt ging nun Jene dem Dorfe zu. Die ersten Häuserchen daselbst hatten arme Taglöhner zu ihren Bewohnern, und als sie sich einem derselben näherten — welches Glück! — trat eben ein Mädchen mit dem geliebten Thierchen aus der Hütte. Blanka, ihre freundliche Herrin erkennend, sprang freudig auf sie zu, und schmiegte sich mit lautem Blöcken und schmeichelnder Gebehrde an das glückliche Nantchen, das sie mit stürmischer Freude umfaßte, und immer von Neuem liebkoßte und streichelte. Suschen, so hieß jenes Mädchen, erzählte: „daß sie vor einer Stunde Erdbeeren suchend, in dem Wäldchen sich aufgehalten habe; auf einmal sei mit gewaltigen Sprüngen, als würde es verfolgt, das Lämmchen herbeigelaufen. Voll Freude über den niedlichen Findling, habe sie es dann mit nach Hause genommen; auf ihrer Mutter Versicherung aber: sie dürfe es

nicht behalten, es gehöre dem Fräulein im nächsten Schlosse, habe sie sich eben auf den Weg machen, und den Fußsteig nach Schönburg einschlagen wollen.“ Dankbar reichte Nantchen dem Mädchen die Hand, und zog ihr Beutelchen heraus, um dasselbe für seine Ehrlichkeit zu belohnen. Doch Suschen antwortete: „Dafür nehme ich Nichts, wollen Sie aber meine arme Mutter unterstützen, so werden Sie ein gutes Werk thun, denn wir sind recht arm, recht unglücklich“ — und brav, setzte Stephan hinzu, ich kenne die Leute, Fräulein Nantchen, sie verdienen es, daß Sie sich ihrer annehmen.

Gerührt ging diese in die Hütte, und fand am Spinnrad eine abgezehrte weibliche Gestalt, welcher Mangel und Elend aus der blassen Miene, aus dem matten Auge sprach. Mitleidig forschte Nantchen nach der Wittwe Lage, Gesundheit und

Kummer. „Ach, gutes Kind!“ erwiederte diese mit hohler Stimme, „hier fehlt es;“ indem zeigte sie auf die Brust und ein heftiger Husten unterbrach sogleich ihre Rede. „Bald wird es mit mir aus seyn,“ fuhr sie darauf wieder in abgebrochenen Sätzen fort, „aber was dann aus meinem Suschen wird, das weiß Gott! Diese Sorge ist der nagende Wurm an meinem Herzen.“ Nun dafür wird auch Rath werden, erwiederte Stephan, und Nantchen tröstete Suschen, die heftig weinte, damit, daß sie ihr versprach, sich bald wieder von Stephan herüberfahren zu lassen, und der Mutter Arzenei zu bringen. Was ihr kleiner Geldbeutel enthielt, ließ sie nun in der Wittwe Händen zurück, und stieg von deren und von Suschen Segenswünschen begleitet mit ihrem Lämmchen wieder in den Kahn. Das Glück, dieß liebe Thierchen wieder gefunden zu haben, be-

schäftigte sie sehr, noch mehr das Schicksal der Hüttenbewohner, und diese beiden Angelegenheiten ließen ihr nicht Zeit, an ihre Furcht zu denken. Sie hätte dieselbe besiegt, ohne es zu wissen.

Das Abendroth schimmerte schon purpurn auf dem Spiegel des ruhigen Teich's und die Sonne sandte ihre letzten Strahlen auf die Flur. Die Gäste waren noch bei Birkenaus, denn sie nahmen innigen Antheil an der Angst der zärtlichen Mutter über Nantchens Wagestück, sich dem gefürchteten Element anzuvertrauen, und wollten durchaus ihre Rückkunft und den Erfolg ihrer muthigen Fahrt abwarten. Der Vater suchte Jene durch die Versicherung zu trösten, daß unter Stephans, des treuen und sichern Fährmanns Aufsicht Nantchen kein Unglück begegnen könne, und er freute sich innig, daß durch dieß Ereigniß sein Töchterchen die abergläubige Furcht verloren habe. Er dankte

sogar Miltenbergs und den noch immer betrübten Knaben für den Antheil, den sie durch ihren Besuch, so wie letztere durch ihre muthwillige Handlung daran hatten, und beschwichtigte dadurch die Unruhe, welche die ganze Familie darüber empfand. Man ging endlich zum Teich, und — welches Entzücken durchströmte das Mutterherz der Baronin! — von Ferne schwamm ruhig und stille der ersehnte Kahn daher! Fröhlich tönte weit hinaus in die Luft das Beifallrufen und der zärtliche Gruß der Eltern, Geschwister und Freunde; Nantchen schwenkte ihr weißes Tuch, und bald hörte man ihre wohlklingende Stimme, mit der sie ein liebliches Liedchen sang. Nun landete sie. Freude und Erstaunen verdoppelten sich, als auch Blanka ans Ufer sprang, und Rührung, tiefe Rührung erregte vollends Nantchens Erzählung von der Wittwe und Suschen. Miltenbergs gaben so-

gleich bereitwillig einen großen Beitrag zur Unterstützung jener Armen, und Nantchens Eltern, welche die von ihrer Furcht geheilte milde und tieffühlende Tochter erfreut an ihre Brust drückten, versprachen ihr gerne jede Mitwirkung bei jener verdienstlichen Handlung.

Am andern Morgen erschien Suschen in Thränen, und verkündigte den in der Nacht erfolgten schnellen Tod der Mutter.

„Kind!“ sagte Frau von Birkenau, „tröste Dich, ich will Deine Mutter seyn!“ Diese Worte wirkten wohlthätig auf die Gebeugte, und Nantchen war darüber hoch erfreut. Nach der Beerdigung der Wittwe kam wirklich Suschen ins Schloß. Sie war im gleichen Alter mit Nantchen, und erhielt mit dieser allen Unterricht in weiblichen Arbeiten, so wie in den Gegen-

ständen des Wissens, die für ihren Stand erforderlich und zweckmäßig waren; dabei genoß sie die menschenfreundlichste Behandlung. Wie glücklich fühlte sich Suschen! Nantchen aber nahm nun öfters ruhig und endlich mit angenehmer Empfindung Theil an dem Vergnügen, sich in der zierlichen Gondel auf dem klaren Wasser sanft fortgleiten zu lassen, freute sich jedoch immer dabei im Stillen jener ersten Fahrt, wo die Bekämpfung einer irrigen ängstigenden Vorstellung ihr die Wonne verschaffte: das Lebensglück eines Menschen zu gründen.

Die Launenhafte.

„Ich mag nicht mehr mit Dir Bilder malen, Vetter Heinrich, sondern mit Dir spielen Malchen," sagte das einzige eigenwillige Töchterchen des Amtmann Graubergs zu den Kindern, welche ihr zur Gesellschaft gebeten waren. Doch nicht lange, so hatte sie auch das Spielen satt, setzte sich in einen Winkel, schmollte und weinte. Das gutmüthige Malchen ging zu ihr und fragte: „Warum bist Du so traurig? ich habe Dir ja Nichts zu Leid gethan, komm, wir wollen Etwas Anderes vornehmen, wir wollen spielen, was Du willst." Ich mag nicht! entgegnete verdrüßlich Ottilie, und wandte ihr den Rücken

zu. „O laß das launenhafte Mädchen gehen,“ versetzte Heinrich, „wir wollen allein spielen.“ Ottilie sah durch's Fenster, und hatte Langeweile. Ihre Mutter trat in das Zimmer, und erkundigte sich ängstlich, was dem Töchterchen fehle. Statt nach vernommenen Aufschluß sie tüchtig zu strafen, befahl sie den kleinen Gespielen, sich ganz nach ihr zu richten, und sie mußten sich den Abend über noch weidlich durch ihre Launen quälen lassen. Natürlich daß diese und alle andern Kinder das widerliche Mädchen nicht liebten, und so viel als möglich sich von ihr zurückzogen; ja man betrachtete es als eine wahre Strafe, ein paar Stunden mit ihr zusammen zu seyn.

Ottilie wurde älter, die Launenhaftigkeit wuchs mit ihr. Sie war im Kreise ihrer Bekannten diejenige, welche alle gesellschaftliche Freude störte. Sie widersprach ohne Grund; sie

behauptete ihre Meinungen hartnäckig, doch ohne Grund; sie war ausgelassen lustig, wenn es ihr so einfiel; sie war einsilbig, verdrüßlich, gereizt ohne Ursache, kurz Alles aus Laune; aber ach! dadurch verdarb sie sich selbst ihre schönsten Jahre, ihre reinsten Genüsse. Kein Gang in die reizende große Natur gab ihr dauernde Heiterkeit, keine gesellige Unterhaltung konnte sie befriedigen, von keiner jugendlichen Lustbarkeit konnte sie sich sicheres Vergnügen versprechen, denn ihre Laune peinigte sie immerwährend, trübte ihr alle Freuden, verschob die richtigsten Ansichten, zerstörte die besten Vorsätze und trieb sie unstät vor sich hin. Unbestimmt in allen ihrem Thun, war sie daher auch größtentheils unzufrieden. Aber ihre blendende Schönheit und ihr Reichthum verleitete dennoch einen unbemittelten Edelmann, sich Ottilien zur Gattin zu wählen. Allein wie bald fand er

Ursache, diesen Schritt zu bereuen. So wie jene mit ihrer Launenhaftigkeit als Kind ihre Eltern tyrannisirte, und ihre Freundinnen quälte, so verfolgte sie jetzt damit ihren Gemahl, und machte ihm seine Wohnung zu einem traurigen Aufenthalt, dem er zu entrinnen suchte, so oft es ihm möglich war. Dadurch verfiel er in die Fehler der Trunkenheit und Spielsucht, vergeudete einen großen Theil des Vermögens und untergrub seine Gesundheit durch Gram und Ausschweifung dergestalt, daß er frühzeitig sein Leben einbüßte.

Welche Vorwürfe mußte sich Ottilie machen! und dennoch vermochte sie es nicht, den innern Feind ihrer und anderer Glückseligkeit mit Nachdruck zu begegnen; auch nicht als Mutter seinen schädlichen Einfluß auf ihre Kinder zu schwächen. Oft durften diese die größten Fehler ohne Rüge begehen, oft wur-

den sie um des kleinsten Versehens Willen grausam von ihr behandelt, wie es eben die jedesmalige Stimmung ihr eingab; und durch eine solche Erziehung wurden auch Jene charakterlose Menschen, welche eben so wenig, wie die Mutter, sich und Andern ein dauernd Glück zu bereiten oder zu erhalten verstanden, und noch lange nach Ottiliens Tod zeigten sich die traurigen Folgen ihrer Launenhaftigkeit.

Die edle Fürstin.

Eine milde Herrscherin war zugleich eine große Freundin der Jugendwelt, aber ihre Liebe schenkte sie nicht blos schönen

und dem Aeussern nach liebenswürdigen Kindern — Jünglingen und Jungfrauen — nein, sie hatte die große Absicht, durch ihre Theilnahme an Jenen, durch Prüfung, Stütze und Belohnung die Nachkommenschaft in ihren Staaten auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben, und dadurch ihrem Reich eine herrliche Zukunft zu bereiten. Zu diesem Zweck besuchte sie oft ganz schlicht gekleidet die höhern wie die niedern Volksschulen, und bemerkte sich die fleißigen und nachläßigen Schüler und Schülerinnen. Sie berief wöchentlich eine gewisse Anzahl Kinder in ihren Pallast, und unterhielt sich mit ihnen auf das liebreichste. Dadurch wurden diese zutraulich und bekannten ihr so Manches, an was sie dann ihre Ermahnungen oder Warnungen knüpfen konnte.

Jedoch ließ sie es nicht dabei bewenden, nur in ihrer Re-

sidenz diese Handlungsweise zu beobachten, es geschah auch von ihr auf jeder Reise, die sie in ihrem Gebiet, in andern Angelegenheiten, unternehmen mußte.

Einst kam sie in ein freundliches Dörfchen. Seine reinlichen Häuser, seine nett umzäunten Gärtchen, seine festen, gut unterhaltenen Straßen, ließen auf Ordnungsliebe und Wohlstand der Bewohner schließen. Die liebevolle Herrscherin reiste unter fremden Namen, und höchst einfach in Hinsicht ihres Anzugs und ihrer Begleitung. Sie stieg bei dem Dorfschulzen ab, und nahm den Vorwand, Staub und Hitze machten ihr die Reise am Tag beschwerlich, sie wollte hier den kühleren Abend erwarten. Wie freute sich die Edle, als sie bei den Dorfsbewohnern gefällige Gesinnungen gegen fremde, und treue innige Anhänglichkeit an die Regentin fand. Da man bei der Reisenden lebhafte Theil-

nahme bemerkte, so unterließ man auch nicht, sie mit Allem bekannt zu machen, was nur einige Wichtigkeit für den Ort hatte. Man führte sie in die Kirche, in das Schulgebäude; man zeigte ihr die neue Anlage, wo eine Menge frischgepflanzter Obstbäume einst eine reiche Ernte versprachen; sie mußte den Wiesengrund beschauen, auf dem der Kleebau herrlich gedieh; kurz, man wurde gegenseitig so zutraulich und zufrieden mit einander, daß der Schulze und noch einige achtbare Männer im Dorfe den Wunsch gegen die Fremde äusserten: sie möchte, wenn es ihr Reiseplan gestatte, den morgenden Tag, der ein Sonntag war, bei ihnen verleben. Im Pfarrhaus, meinten sie, wäre gewiß Raum und gute Gelegenheit, vornehme Reisende zu beherbergen. „Wie seid ihr mit Eurem Geistlichen zufrieden," fragte die Dame, dem Vorschlag vorläufig ausbeugend.

Man zuckte die Achseln und erwiederte: „Kränklichkeit mache ihn unfähig, seinen Beruf so zu erfüllen, wie es seyn sollte." Dieß wußte die Fürstin schon; deßhalb hatte sie nicht unangemeldet bei dem Pastor absteigen wollen, doch gedachte sie den Klagen, welche deßhalb zu ihr gelangt waren, nach genauer eigner Untersuchung abzuhelfen, und dieß war die Ursache, warum sie in diesem Dorf angehalten hatte und länger hier zu verweilen Willens war.

„Hat der Geistliche Kinder?" fragte sie weiter. Zwei Töchter, wackere häusliche Mädchen, war die Antwort. „Gut, führt mich zu ihm," sagte die Fürstin, „ich will mich für diese Nacht dort zu Gast bitten." Freudig wurde sogleich eine Gesandtschaft vorausgeschickt, und die Reisende im Pfarrhaus angemeldet. Sie gab Befehl, daß nur die Kammerfrau sie beglei-

ten, die übrige Dienerschaft aber mit Roß und Wagen im Wirthshaus einquartirt werden sollte.

An der Wohnung des Pastors wurde sie von zwei, dem Aeussern nach, lieblichen Mädchen freundlich empfangen. Die Eine, ohngefähr 15 Jahre, war brünett und schien sehr lebhaft, denn ihr feuriges Auge blitzte schalkhaft und unruhig umher; sie hieß Pauline. Die um 3 Jahre jüngere Schwester Eugenie war eine holde Blondine, welche sanft erröthend das Auge niederschlug, wenn sie angesprochen wurde. Sie führten die Fremde in das Wohnzimmer im Erdgeschoß, wo zwar Einfachheit, aber auch die höchste Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Der schwache Vater saß in einem Lehnstuhl, und bemühte sich umsonst, in aufgerichteter Stellung die Eintretende zu begrüßen. Liebreich verhinderte es diese, und nach ihrer gewöhnlichen, Zu-

trauen

trauen erweckenden Weise, hatte sie bald den Geistlichen in ein so wichtiges Gespräch zu verwickeln gewußt, daß ihr in demselben alle seine Verhältnisse, und vorzüglich der Stand der Kirche und Schule bekannt wurden. Sie erfuhr, daß die Geistlichen in der Umgegend die Geschäfte ihres dienstunfähigen Amtsbruders gefällig besorgten, daß sein unbedeutendes Vermögen ihn bisher abgehalten habe, um seine Entlassung zu bitten, und daß ein wackerer, aber gering besoldeter, Schullehrer ihm auch Beistand leistend zur Seite stünde. So aufmerksam die Fürstin die Erzählung des Pastors zuhörte, verlor sie doch dabei das Benehmen der beiden Mädchen nicht aus den Augen. Eugenia theilte ruhig und anspruchslos ihre Sorge zwischen die Bewirthung des Gastes und zwischen die Pflege des Vaters, wo sie oft seinem, durch eine schwere Krankheit geschwächten, Gedächt-

niß mit liebevoller und ehrerbietiger Bescheidenheit zu Hülfe kam. Mit innigem Wohlgefallen ruhte unbemerkt oft der Blick der Fürstin auf dem holden Geschöpf. Dagegen entging ihr auch nicht Paulinens leichtfertiges Lächeln über des Vaters Schwäche, nicht die Heftigkeit in allen ihren Anordnungen, in ihrem Benehmen gegen Schwester und Gesinde, so wie ein gewisses eitles Bemühen, sich der Fremden angenehm und bemerkbar zu machen. Dieß Alles mißfiel ihr von Herzen, doch beschloß sie, die beiden Mädchen auf eine noch größere Probe zu stellen. Sie begleiteten am Abend die Fremde in ihr anständig eingerichtetes Schlafgemach, und als sie sich wieder entfernen wollten, sprach die Fürstin: „Ihr werdet aus der Unterhaltung mit Euerm Vater gehört haben, daß ich mit unserer Landesmutter in naher Berührung stehe, ja ich darf mir schmeicheln, daß meine Aeßerun-

gen viel Gewicht bei ihr haben; nun bin ich Willens, Euch meine lieben Töchter, ihr zu empfehlen, ich habe Euch lieb gewonnen und will Euer Glück machen. Ein Wort von mir, und Ihr seid in der Residenz in einem anständigen Hause, wo ich auf Rechnung der Fürstin Eure Ausbildung leite. Gewiß, es wäre Schade, wenn so glückliche Anlagen, als die Eurigen, hier im Dorf verkümmerten, und ein frohes, angenehmes Leben würde Euer Loos seyn.“ Paulinens Augen leuchteten vor Freude bei dieser Rede. Eugenie schlug den Blick zu Boden und fragte halb leise und bewegt: „Aber der Vater?“ — O dieser kann ja die Muhme zu sich nehmen, welche ihm nach der Mutter Tod haushielt, bis wir erwachsen waren, fiel Pauline lebhaft ein. „Nein,“ erwiederte Jene, „dieß würde ich nicht zugeben; könnte ihm die kindliche Pflege durch Sabinens Benehmen ersetzt

werden? und wie würde sich der gute Vater nach uns sehnen, wie ich mich nach ihm! Nein, gnäd'ge Frau! ich kann ihn unmöglich verlassen!" Der Fürstin traten Thränen in die Augen, doch faßte sie sich schnell und sagte: „Ihr könnt es ja bis Morgen überlegen, für jetzt, gute Nacht!"

Am andern Tag schien die liebreiche Fremde diesen Vorschlag vergessen zu haben, und ob sich gleich Pauline recht viel in ihrer Nähe zu schaffen machte, und sie oft auffordernd anblickte, erwähnte diese doch nichts mehr davon. Sie wohnte andächtig dem Gottesdienst bei, und schenkte der Predigt, welche ein Pfarrverweser aus dem nächsten Städtchen für dießmal übernommen hatte, ihren vollkommenen Beifall. Nachmittag hielt der Schullehrer Kinderlehre. Auch diese hörte die Fürstin mit an, und widmete sowohl dem Vortrag des Leh-

rers, als auch der versammelten Jugend, ihre volle Aufmerksamkeit.

Die Kinder waren reinlich gekleidet, betrugen sich sittsam, und beantworteten freimüthig und größtentheils richtig die an sie gestellten Fragen. Nur ein paar Knaben und ein ohngefähr achtjähriges Mädchen trieben kindischen Muthwillen. Sie steckten sich z. B. Eßwaaren zu und verzehrten sie heimlich, schnitten sich tolle Gesichter, kickerten hinter dem Rücken des Lehrers u. s. w. Dieser bemerkte es nicht, wohl aber die Fürstin, und als nach hergebrachter Weise am Schlusse der Unterrichtsstunde der Schullehrer für die Armen des Dorfes sammelte, beobachtete jene genau die Art und Weise, wie die Kinder ihr Schärflein gaben. In den meisten Gesichtern las sie freudige Bereitwilligkeit. Einige warfen gleichgültig ihre Gabe in den

Klingelbeutel, und ein Mädchen, das zum Unglück gerade sehr nahe bei der Fürstin stand, zögerte und wählte lange zwischen einem Silberstück und einer kupfernen Scheidemünze; endlich gab sie letztere hin, betrachtete dann mit sichtbarem Wohlgefallen das Silbergeld und steckte es vergnügt wieder ein. Die muthwilligen Kinder aber gaben doppelt ihren Beitrag. Das Erstemal warf jedes seinen Theil in den Klingelbeutel, dann wisperten sie zusammen, drückten dem einen Knaben noch Etwas in die Hand, und dieser brachte es dem Schullehrer.

Welch ein weites Feld wichtiger Bemerkungen hatte diese gottesdienstliche Handlung der weisen und gütigen Fürstin geöffnet! Doch nun nöthigte sie ihr Reiseplan, den Aufenthalt in diesem Ort zu beendigen, und ihre gesammelten Beschlüsse und Plane denen mitzutheilen, welche sie betrafen. Sie

ließ den Schullehrer mit all den Kindern, so wie den wackern Schulzen, der sie am vorigen Tag so gastfreundlich aufgenommen hatte, und die andern braven Landleute, welche sie hatte kennen lernen, in die Pfarrwohnung bescheiden, wo sich auch der junge Geistliche befand. Als nun Alles versammelt war, gab sie sich als ihre Regentin zu erkennen. Staunen, Entzücken, mitunter auch Verlegenheit, benahmen den Anwesenden lange die Sprache; dann aber empfing die Gefeierte allgemeine Huldigung ihrer Milde und Freundlichkeit, und all der hohen Tugenden, die sie besaß.

Mit bescheidener Würde gebot sie endlich Ruhe und Stille, und sprach dann ihren menschenfreundlichen Willen laut aus:

Der kränkelnde Pfarrer wurde mit seinem bisherigen Gehalt zu Ruhe gesetzt, und ihm frei gestellt, wo er ihn verzeh-

ren wolle. Der würdige Pfarrverweser erhielt die erledigte Stelle mit der landesmütterlichen Ermahnung: auf der rühmlich betretenen Laufbahn fortzuschreiten. Die Besoldung des braven Schullehrers wurde verdoppelt, und auch er aufgemuntert, seinen Beruf so treu wie bisher zu verwalten; dabei ward ihm aber auch angedeutet, wie nöthig es sei, beim Unterricht seine Aufmerksamkeit noch mehr nach allen Seiten hinzurichten, und ihm als Beweis das unartige Betragen jener drei muthwilligen Kinder, während des religiösen Unterrichtes, geschildert. Die Fürstin erkannte sie unter dem ganzen Häuflein, rief sie herbei, und gab ihnen eine eindringende Warnung für die Zukunft, so wie sie dagegen, wegen ihres wohlthätigen Sinnes, eine Lobrede erhielten. Den Kindern, welche sich ganz tadellos betrugen, reichte die Gütige eine silberne Denkmünze mit ihrem Bil-

de. Das geitzige Mädchen, das die Armen um ihre Gabe betrog, mußte eingestehen (was die kluge Fürstin vermuthet hatte), daß sie von ihren Eltern nicht die Kupfermünze, sondern das Silbergeld für den Klingelbeutel erhalten hatte, und der junge Geistliche wurde aufgefordert, sie von der Größe ihrer Sünde zu unterrichten und ein wachsames Auge auf sie zu haben. Dem Schulzen und seinen Nachbarn und Freunden ward das landesmütterliche Wohlgefallen, wegen ihrer zweckmäßigen und gemeinnützigen Einrichtungen im Dorfe, zu Theil, mit dem Zusatz, in solchen wohlthätigen Bestrebungen nicht zu ermüden, und die gastfreundlichen Gesinnungen, so wie die öffentliche Reinlichkeit und Ordnung in der Gemeinde auch künftig zu erhalten.

Nun waren nur noch Pauline und Eugenie übrig, von der Fürstin angesprochen zu werden; doch das zarte weibliche Gefühl

kennend und schonend, wollte sie dasselbe in ihnen nicht verletzen, sie nicht vor aller Welt weder beschämen noch erheben. Sie gab Befehl, daß der Reisewagen bereit gehalten werden solle, und verlangte unterdessen von den beiden Töchtern noch in das Pfarrgärtchen geführt zu werden. Schnell entschlüpfte sie mit ihren Begleiterinnen der Versammlung, welche eben in laute Aeusserungen des Dankes und der Freude ausbrach.

Sie trat mit den Mädchen in eine dichte Hollunder-Laube und sagte, indem sie Eugenien in die Arme schloß: „Treue Tochter! holdes anspruchloses Geschöpf! nimm zum Abschied die volle Liebe und das herzliche Wohlgefallen Deiner Fürstin. Mich bewahre Gott, daß ich Dich Deiner Pflicht ungetreu machen wollte. So lange Dein Vater lebt, und wo er lebt, bleibe bei ihm, pflege, schone und ehre ihn, und sein Segen, so wie

der Meinige, wird auf Dir ruhen. Sollte ihn über kurz oder lang der Todesengel von seinen körperlichen Fesseln befreien, dann wende Dich vertrauungsvoll zu mir, Deine Zukunft ist geborgen.“ Du aber, Pauline, fuhr die menschenfreundliche Landesmutter gegen diese ernst gewendet fort: „Du aber arbeite mit aller Kraftanstrengung Deines fähigen Geistes, der jüngern Schwester an Bescheidenheit, Sanftmuth und an kindlichen Tugenden ähnlich zu werden, dann sollst Du dieselben Erweisungen meiner Huld einst genießen. Besserst Du Dich aber nicht, oder solltest Du — dieß verhüte der Himmel — noch mehr ausarten, dann hoffe nichts von mir. Das Kind, das den schwachen Vater nicht eben so achtet, wie den gesunden und kräftigen, das Kind, das auch nur durch Verziehung der Miene, oder durch ein spöttisches Lächeln zu erkennen gibt, es glaube sich berech-

tigt, sich über denselben erheben zu dürfen, das verdient, wenn es auch viele geistige Vorzüge besäße, keine Ehre, sondern Verachtung. Präge dieß Dir tief in die Seele, und handle darnach, liebe Pauline. Zur Belohnung aber Eures gefälligen Eifers, mich recht befriedigend zu bedienen, erhaltet Ihr hier ein kleines Andenken an Eure Landesmutter.“ Sie steckte jedem Mädchen einen geschmackvollen und nicht unbedeutenden Ring an den Finger. Beide ließen sich voll Rührung auf die Kniee vor ihr nieder und benetzten die milde Hand mit Küssen und Thränen. In beider Gemüth hinterließen ihre Worte einen unauslöschlichen und segensreichen Eindruck.

Um den Reisewagen der Fürstin versammelte sich nun das ganze Dorf. Tief bewegt hatte der kränkliche Pastor von seiner fürstlichen Wohlthäterin Abschied genommen und laut sie geseg-

net. Der junge Geistliche begleitete sie ehrfurchtsvoll an den Wagen, und unter dem jubelnden Zuruf der beglückten Unterthanen fuhr die edle Landesmutter weiter, um ihre Reise fortzusetzen.

Der Jahrmarkt.

Im bunten Gewühl bewegte sich eine Menge Volks im Städtchen Waisach auf dem Marktplatz. Die Buden der Verkäufer, die Gauckler, welche ihre gefährlichen Künste zeigten, der Guckkasten, dessen schöne Vorstellungen der Besitzer laut aus-

rufend rühmte, alles dieß zog die Schaulustigen und die Verkäufer herbei. Hier hörte man die Töne einer fröhlichen Musik aus einem Gasthause, dort die eines gellenden Kindertrompetchens, hier begleitete die einförmige Trommel den Tanz eines drolligen Affens und eines schwerfälligen Kameels, dort schallte der Marionetten läppisches Spiel, die Bratwurstfeuer dampften und verbreiteten einladenden Wohlgeruch, und mürbes Brod, Obst und Naschwerk wurde in Fülle feil geboten, um lüsterne Gaumen zu befriedigen; kurz es war ein Leben, Drängen und Treiben in dem Städtchen, daß in den Straßen und Häusern desselben alles wogte und wimmelte.

Der Besitzer eines nahen Landgutes fuhr auch mit seiner Familie dahin, und die Kinder belustigte die abwechselnde Lebhaftigkeit, welche sie an den Fenstern des Posthauses, in dem

sie abgestiegen waren, und das am Markte lag, beobachteten. Das Gerüste der Gauckler war ihnen sehr nahe, und die beiden Knaben, Max und Gustav, wünschten sehnlichst, daß doch bald die kühnen Springer, die eben jetzt vom Schauplatz abgetreten waren, um sich ein wenig zu erholen, wieder erscheinen und ihre Wagestücke ihnen zeigen möchten. Das sanftere Minchen aber meinte: „Es wäre recht gut, daß sie sich entfernt hätten, sie würde sonst sogleich das Fenster verlassen, da sie unmöglich solche halsbrechende Dinge mit ansehen könne.“ Selbst die Geschicklichkeit des Affen und des Kameels zog sie nicht an, da sie die richtige Vorstellung damit verband: „welche grausame Mißhandlung die Thiere vielleicht erdulden mußten, bis sie es so weit gebracht hätten.“ Dagegen gefiel ihr der Anblick der schönen gefüllten Buden und der wogenden Menge, alt und junger,

ganz und halbgeputzter Leute, welche zwischen ihnen herum wandelten. Auch manchen lächerlichen und auffallenden Anblick gab es dabei, z. B. stieg gravitätisch eine sonderbare Figur vorüber; es war ein kleines Männchen mit gebogenen Beinen. Es hatte eine große Alongeperücke auf, einen rothbraunen Rock mit langen gestickten Schößen, eine Weste, welche bis an die Knie reichte, kurze schwarze Beinkleider, blau und weiß gestreifte Strümpfe, Schuhe mit hohen Absätzen und großen gelben Schnallen, einen Degen an der Seite, das Haar in einem Haarbeutel und große Manschetten, welche die Hände bedeckten, die mit einem kleinen Federhütchen wedelten und spielten, mit welchem das Männchen auch dazwischen tiefe Komplimenten schnitt. Die Kinder schlugen über das tolle Aussehen des närrischen Menschen, dem eine Menge Volks schreiend und spottend folgte, ein



Der Jahrmarkt.

helles Gelächter auf; sie riefen die Eltern an das Fenster, welche selbst herzlich lachen mußten. Der Wirth, der gerade im Zimmer war, erklärte ihnen, daß es ein umherziehender Zahnarzt sei, der im nächsten Wirthshaus logire, und indem er über den Markt ging, sich durch höfliche, schmeichelnde Worte bei den Leuten beliebt machen, und seine Quacksalbereien empfehlen wollte. Kaum war dieser vorüber, so spazierte mit lächerlichem Anstand einer von den Luftspringern daher, welcher in der Rolle des Spaßmachers das Publikum immer dabei belustigte. Er führte ein niedliches Kind an der Hand; von zartem schlanken Körperbau schien es ohngefähr 6 Jahre alt zu seyn. Das feine Gesichtchen umgaben lange blonde Locken. Es war in Weiß und Blau gekleidet, unter den garnirten Beinkleidern blickte ein nettes Füßchen hervor, und über jene trug es ein kurzes Gewand

mit bauschigten Ermeln, welche nur den obern Theil des schön geformten Arms bedeckten. Minchen war ganz bezaubert von der Schönheit dieses Kindes. Sie äusserte in lebhafter Bewegung gegen die Mutter: „Schade, Jammerschade, daß dieser Engel solchen Vagabunden angehört!“ Frau von Lindenhorst erwiederte: „Gewiß, das ist zu beklagen; die Kleine scheint mir ordentlich das Zeichen einer höhern Abkunft zu tragen. Vielleicht ist es am Ende ein geraubtes Kind.“ Diese Idee machte auf Minchen einen ungemein lebhaften Eindruck. Sie verfolgte die unter ihrem Fenster Herumwandelnden mit ihren Augen, verlor sie aber endlich im Gedränge. Nun verkündigte der Ton einer schallenden Trompete, in welche ein Mann in scharlachrother Jacke, mit einem runden Hut voll schwankender Federn, stieß, wieder den Anfang der gaucklerischen Unterhaltung. Mit

hebender türkischer Musik begann zuerst der Herr der Truppe langsam, dann immer schneller seinen gefährlichen, aber nach dem Takt der Musik abgemessenen Tanz auf dem schraff angespannten Seil. Max und Gustav verwandten kein Auge von ihm, und jubelten ihm lauten Beifall zu. Bald nachher erschien ein Frauenzimmer, und vereinigte ihre Künste mit denen ihres Mannes; dabei bewies sie Leichtigkeit und Anstand, doch hatten beide starke und gemeine Züge im Gesicht, und ganz unähnlich war ihnen die liebliche Kleine, die jetzt schüchtern, ja ganz furchtsam das Seil hinauf trippelte, dann aber die kleinen Füßchen mit bewundernswürdiger Fertigkeit im schwebenden Tanz bewegte, während der Harlequin, sie gleichsam zu schützen, in ihrer Nähe seine lächerlichen Streiche spielte. „Willst Du denn jetzt auch nicht hinsehen, Minchen?“ fragte Max die ängstliche Schwe-

ster, welche abwärts gewendet sich mit vieler Lebhaftigkeit über den elenden Erwerb solcher Leute gegen die Eltern aussprach. „Sieh nur,“ fuhr jener fort, „wie das liebe Mädchen so herrlich tanzt!“ Ach, das arme Kind! sagte der Wirth, der eben wieder eingetreten war, um sorgsam und geschäftig nachzusehen, ob seine vornehmen Gäste nichts bedürften. „Ach, das arme Kind!“ wiederholte er, „das ganze Städtchen hat Mitleiden mit ihm. Es wird von seinen grausamen Eltern tirannisch behandelt, und darf sich nicht satt essen, theils wegen ihrer Armuth, theils um sich zu dem erbärmlichen Verdienst nicht untauglich zu machen, und seinen Widerwillen gegen denselben, so wie seine Aengstlichkeit, sucht man mit den härtesten Strafen zu vertreiben. Dieß Alles hat mir der Bajazzo vertraut, der wirklich eine ehrliche Haut zu seyn, und das Kind zu lieben und

zu beklagen scheint. Die Leute sind seit vorgestern hier, aber wir sind alle froh, wenn sie die Stadt wieder verlassen, und ich danke Gott, daß ich sie von meinem Haus weggebracht habe, durchaus wollten sie sich bei mir einquartieren.“ So sprach der Wirth, und Minchen hörte mit reger Theilnahme zu. Das Schicksal des armen Kindes ging ihr durch die Seele, nun hätte sie vollends um keinen Preis dasselbe in Gefahr sehen können. Sie ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, und es fiel ihr eine Last vom Herzen, als die Musik aussen schwieg, und Max und Gustav sich vom Fenster hineinwendend sagten: „Nun ist es vorüber!“

Jetzt ersuchte sie die Eltern um die Erlaubniß, mit den Brüdern ein wenig auf die Straße gehen zu dürfen. Es wurde bewilligt, sie eilten die niedere Treppe hinab, und Minchen bat

Max, der schon ziemlich erwachsen und sehr verständig war: „er möchte doch jenen Harlequin zu sprechen und von ihm zu erforschen suchen, welche Bewandtniß es mit dem armen kleinen Mädchen habe.“ Die Geschwister liebten sich innig und waren höchst gefällig gegen einander. Max war demnach gleich bereit, den Wunsch der Schwester zu erfüllen. Sie beschloßen, daß Gustav und Minchen sich einstweilen den Guckkasten zeigen lassen, und jener in die Herberge, wo die Truppe logirte, gehen und hier nachfragen wollte. Er blieb lange weg; endlich kam er mit dem Kind an der Hand auf Minchen zu. „Ich habe die Kleine mir auf ein Stündchen erbeten,“ sagte er, „wir wollen sie mit in unsern Gasthof nehmen, und den armen Schelm ein wenig füttern und laben, oben will ich Dir mehr erzählen.“ O Du lieber guter Bruder! erwiederte Minchen freudig und dankbar;

liebkoßte das Mädchen, das sich Seraphine nannte, und war überglücklich durch die Aussicht, dem holden Wesen Gutes erzeigen zu können, aber auch sehr gespannt auf des Bruders Erzählung. Herr und Frau von Lindenhorst empfingen die Kleine mit Zärtlichkeit, gaben ihr Wein und Kuchen und wollten sie über ihre Lebensweise ausfragen; doch Max führte sie und Minchen bei Seite und sagte: „Das unglückliche Kind ist wirklich geraubt, ihr Freund und Beschützer hat es mir vertraut, doch mußte ich ihm heilig geloben, durch Mißbrauch des mir mitgetheilten Geheimnisses ihm nicht zu schaden; da er um sein elendes Stückchen Brod kommen und jämmerlich behandelt werden würde.“ Nein, sagte Herr von Lindenhorst, durch uns soll die gutmüthige Seele nicht noch unglücklicher werden. Aber eine Gewissenssache ist es, den Leuten länger das Kind zu überlassen.

„Ich dächte,“ fiel seine Gattin ein, „wir suchten die Kleine zu erhandeln, sollten sich ihre rechtmäßigen Eltern vorfinden, so werden sie uns gerne diese Auslage ersetzen, und wäre es nicht, so ist ja wohl um jeden Preis das künftige Glück und Heil eines solchen unschuldigen Engels nicht zu theuer erkauft.“

Ganz einverstanden damit, drückte der Baron ihr gerührt die Hand, und versprach jenen Versuch zu machen. Minchen war außer sich vor Freude, sprang sogleich zu Seraphinen, welche sich die seltnen, köstlichen Gaben herrlich schmecken ließ, und herzte und küßte das liebliche Kind. „Die Kleine ist unser!“ rief Herr von Lindenhorst bei seiner Rückkehr aus jenem Wirthshäuschen, „es wurde mir gar nicht schwer gegen eine geringe Summe sie zu erhalten, da der Vorsteher versicherte, sie sei ja doch für die Kunst, ihrer Furchtsamkeit wegen, verloren!“

Nun erst wurde Seraphinen ihr Glück verkündigt. Zärtlich schmiegte sie sich an Minchen, und küßte bescheiden und dankbar der Baronin und ihrem Gemahl die Hand. „Nun bist Du unser Schwesterchen!“ jubelte der neunjährige muntere Gustav, drehte sie mit sich im Kreise herum, und erdrückte sie fast mit seinen Küssen. „Ruhig, wilder Junge! was soll das heißen?“ verwieß ihm der Vater. „O wenn Dich nur das neue Schwesterchen etwas sanfter stimmen könnte! Väterchen, an dem ist Alles verloren,“ fiel Minchen lächelnd ein und setzte sich in komische Gravität. „Alle meine Lehren blieben bisher ohne Erfolg, und ich habe bereits die Hoffnung aufgegeben, ihn zu bessern.“ Bei dieser Aeusserung aber umarmte sie ihn mit herzlicher Liebe. Minchen stand im Alter zwischen beiden Brüdern, sie zählte 12 Sommer, Max war schon 15 Jahre alt, dieser

ein ernster, aber tieffühlender Jüngling, streichelte mit frohem Antheil Seraphinens Wange, und nannte sie seine holde Gerettete. Die Baronin schickte, nachdem sie von dem Kinde erfahren hatte, daß sie außer ihrem Anzug nichts besäße, und auf der Reise nur von dem gutmüthigen Bajazzo in dessen Mantel gewickelt wurde, Minchen auf den Markt, um ein weiches warmes Halstuch und ein Hütchen für die Kleine zu kaufen. Diese war sehr glücklich, und Gustav schwatzte ihr unaufhörlich von all den Herrlichkeiten vor, die sie in ihrem Schloß sehen und genießen würde. „Ach!“ sagte das Kind, „ich lebte auch sonst in einem großen Haus, allein ich weiß nicht viel mehr davon.“ Wie lange bist Du denn bei jenen Leuten? fragte Herr von Lindenhorst. „Das kann ich so eigentlich nicht sagen,“ antwortete Seraphine, „aber meine Mutter kann ich mir noch

recht gut erinnern, sie war so schön und so freundlich, ach, ich weinte viel, als mein Kindermädchen sich mit mir zu den Leuten gesellte, und trotz meines Verlangens nicht mehr zur Mutter zurückkehrte." Unter solchen Unterhaltungen, welche oft von der Lebhaftigkeit im Gasthaus und auf der Straße unterbrochen wurden, kam die Zeit des Aufbruchs heran; unter den Liebkosungen der Kinder wurde Seraphine wie im Triumph in den Wagen gehoben, und die muthigen Rosse flogen mit ihnen im raschen Lauf dahin.

Seraphine lebte einige sehr glückliche Jahre bei der Familie Lindenhorst. Sie theilte alle Rechte der Kinder, genoß mit ihnen eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung, und wurde von Allen mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit geliebt; denn ihr sanfter und doch heiterer Charakter, die schöne Entwicklung al-

ler ihrer Anlagen, Talente und körperlichen Vorzüge, und ihr Herz, das reich an Liebe, mit heisser Dankbarkeit ihre Retter und Wohlthäter umfaßte, machte sie diesen unaussprechlich werth und theuer. Sie bezahlte mit reichem Wucher durch ihr Benehmen die Summe, welche Herr von Lindenhorst für ihren Besitz damals hingab.

An einem Abend, als die ganze Familie, ausser Max, der sich jetzt auf einer hohen Schule befand, in der Lindenlaube des schön angelegten Gartens versammelt war, um ein einfaches Abendbrod daselbst zu genießen, kam ein Bedienter gelaufen und bat den Baron, ins Schloß zu kommen; es wären Reisende vorüber gefahren, und am Hofthor sei Etwas an ihrem Wagen zerbrochen.

Die Eltern geboten den Kindern, welche aus Neugierde gerne mitgegangen wären, diese zu beherrschen und zurückzubleiben, eilten aber mit schnellen Schritten dem Schlosse zu.

Eine Dame, noch in den besten Jahren, schwarz gekleidet, und mit dem Ausdruck tiefer Schwermuth, stand im Hofe, und ging mit edlem Anstand den Schloßbewohnern entgegen. Ein Kammermädchen sprach eifrig mit dem Kutscher. Gerne machte die Dame von der Baronin freundlicher Einladung Gebrauch, und ging mit ihr ins Schloß, während ihr Gemahl zweckmäßige Maßregeln zur Herstellung des Wagens traf. Im Dorfe selbst war keine Gelegenheit dazu, und der Schaden war bei genauer Untersuchung größer, als man Anfangs dachte. Mit herzlicher Gastfreundschaft wurde der Reisenden von Lindenhorst und seiner Gattin ein längerer Aufenthalt angeboten, und Jene nahm ihn

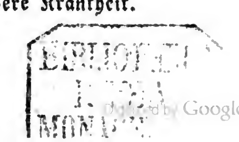
dankbar an. Man gab Befehl, den Wagen ab- und auszupacken und die Baronin ließ nun auch die Kinder zu kleinen Dienstleistungen rufen. Sie wurden der Fremden vorgestellt; doch als diese Seraphinen erblickte, erstarb ihr fast das Wort auf der Lippe. „Was — was — was sehe ich — mein Kind — ist's möglich!" — Mit diesem Ausruf stürzte sie auf das Mädchen hin, und drückte sie mit stürmischer Freude an ihre Brust. Diese blickte sie an. „Ja, ja!" rief sie, „so sah mein Mütterchen aus! O Du liebe süße Mutter! daß ich Dich wieder habe, welch ein Glück!" Frau von Wallenberg konnte sich kaum in ihrem Entzücken fassen, und die Andern waren unaussprechlich gerührt und angegriffen von dieser Scene. Als sich der freudige Sturm etwas gelegt hatte, erbat man sich nun gegenseitige Aufklärung des wichtigen Ereignisses. Lindenhorst's erzählten, wie

sie das Kind gefunden. Frau von Wallenberg theilte dagegen ihre Erfahrungen in folgender Geschichte mit:

Die Wittwe eines verdienstvollen Staatsmannes, der auf einer Geschäftsreise durch das Umfallen seines Wagens das Leben verlor, betrauerte ich, einsam auf einem Landgute meines Mannes wohnend, schon 3 Jahre seinen Verlust; ich kannte keinen Trost, keine Freude, als meine Seraphine, die erst einige Wochen alt war, als ihr der Vater entrissen wurde. Da erhielt ich von einer entfernten Freundin die Einladung, den Winter bei ihr in der Stadt zuzubringen. Von dem Umgang dieser treuen Seele Erheiterung hoffend, sagte ich zu, und reiste mit meinem Kinde und einem Dienstmädchen zu ihr ab. Unterwegs wurde ich in einem Städtchen bedeutend krank, und genöthigt mehrere Wochen daselbst zu verweilen. Zu gleicher Zeit war

eine Seiltänzer-Gesellschaft in diesem Orte; ich mußte Justinen mein Kind überlassen, da ich theils zu schwach war, sie unter meiner Aufsicht zu behalten, theils es nachtheilig für die Kleine hielt, sie beständig ins Zimmer zu verschließen. Justine kam Anfangs stets zur bestimmten Zeit mit ihr zurück; aber die Kleine erzählte mir oft, so gut es ihre damals noch undeutliche Sprache erlaubte, von den Sprüngen und Tänzen der Gauckler, von der schönen Musik, von den guten Leuten, die ihr Naschwerk gaben. Letzteres ihr genießen zu lassen, verbot ich Justinen, und hörte auch Nichts mehr davon. Nun war ich so weit wieder hergestellt, daß ich außer Bett seyn, aber das Zimmer noch nicht verlassen konnte; da erschien der schreckliche Tag, an dem ich meines geliebten Kindes beraubt wurde. Justine kehrte mit ihm nicht zur gewöhnlichen Stunde zurück. Aengstlich harrte ich

ich am Fenster, die Zeit verstrich, sie kam nicht. Nun flehte ich Gott und die Welt an, nach ihr zu suchen und erfuhr — o des Entsetzens! — die Truppe wäre abgezogen, und wahrscheinlich das Mädchen und das Kind mit derselben; denn Justine sei gar vertraut mit einem Glied der Gesellschaft geworden, und daher bliebe kein Zweifel übrig, daß sie diesem gefolgt wäre. Der Schmerz raubte mir die Besinnung, gehörige Maßregeln zu ergreifen. Mein verständiger und gutmüthiger Wirth handelte statt meiner, und forderte von der Obrigkeit unverzügliches Nachsetzen jener Vagabunden. Doch wir befanden uns in einem Grenzstädtchen. Schnell waren die Gaukler über das Gebieth gekommen, wo die Gewalt jener aufhörte, und ich mußte mit zerrissenem Herzen die Hoffnung, mein Kind wieder zu bekommen, aufgeben. Von Neuem fiel ich in eine schwere Krankheit.



Meine theilnehmenden Hauswirthe pflegten and trösteten mich, so gut sie konnten. Endlich siegte meine starke Natur über den gebeugten Geist, und ich konnte die Reise zu meiner Freundin vollenden. Mit fast an Wahnsinn grenzendem Schmerz warf ich mich in ihre Arme, und sie versicherte, daß sie mich nicht mehr von sich lassen, und Alles aufbieten würde, meinen Gram zu mildern, allein es gelang ihr nicht, meine Schwermuth zu zerstreuen. Aber sie ertrug mit bewundernswürdiger Nachsicht meine düstre Stimmung, und ließ mich bei meiner Handlungsweise ganz gewähren; so daß ich sechs Jahre lang in der geräuschvollen Residenz wie in einem Kloster lebte. Briefe, welche ich vor Kurzem von dem Verwalter meines Guts erhielt, forderten meine Anwesenheit daselbst; ich entschloß mich, hinzureisen, und im Schoos der Natur die Ruhe zu suchen, die mich

bisher noch immer geflohen hatte. Ach, keine Ahnung kam in meine Seele, daß ich sie auf der Reise finden, daß ich hier mein verlornes Kleinod in meine Arme schließen würde! Mit einem seelenvollen Blick zum Himmel rief sie: „Noch einmal Dir allliebendes Wesen Dank, heisser Dank!“ Dann fiel sie der Baronin in die Arme, und suchte vergebens durch Worte ihre Empfindungen auszudrücken. Seraphine schmiegte sich zärtlich an beide Mütter, und wurde von ihnen innig geliebkoßt. Frau von Wallenbergs Blicke ruhten mit Wonne auf der lieblichen Tochter, und während ihres Aufenthalts in Moosfels, der sich natürlich auf Monate verlängerte, fand sie immer Veranlassung, ihre freudigen und dankbaren Gefühle ausströmen zu lassen, da sie unaufhörlich neue Vorzüge an Seraphinen entdeckte, welche die gewissenhafte Erziehung ihrer Pflegeltern, aus den natür-

lichen Anlagen, die sie besaß, zu entwickeln bemüht gewesen war.

Schmerzlich war der Abschied, als endlich Mutter und Tochter von den trefflichen Menschen in Moosfels sich trennen mußten. Besonders konnte sich Minchen über die weite Entfernung ihrer Gespielin und Schwester lange nicht trösten. Doch Frau von Wallenbergs Gut lag in einer Gegend, wo bald nachher die Kriegsunruhen ausbrachen. Schnell faßte sie den Entschluß, dasselbe zu verkaufen, und künftig bei Lindenhorst's zu leben. Welches Entzücken verbreitete in dieser Familie die Nachricht von ihrem Plan! Mit welcher Liebe wurde sie und Seraphine empfangen! und wie genußreich floß nun das Leben dieser innig Vereinten dahin! ja sie wurden späterhin noch enger verbunden; denn als Max seine Studienjahre geendigt, und eine

zweckmäßige Anstellung erhalten hatte, warb er um Seraphinen, und erhielt sie zur Gattin.

Das Städtchen Waisach lag in der Mitte zwischen Lindenhorst's Landsitz und zwischen dem Wohnort, in welchem Max und Seraphine höchst glücklich lebten. Alljährlich veranstaltete in jenem Ort die ganze Familie eine gemeinschaftliche Zusammenkunft, und zwar zur Zeit des Jahrmarkts, wo sie sich dann mit Dank und Freude jenes Tages erinnerten, an dem daselbst Seraphinens Schicksal eine so günstige Wendung genommen hatte.

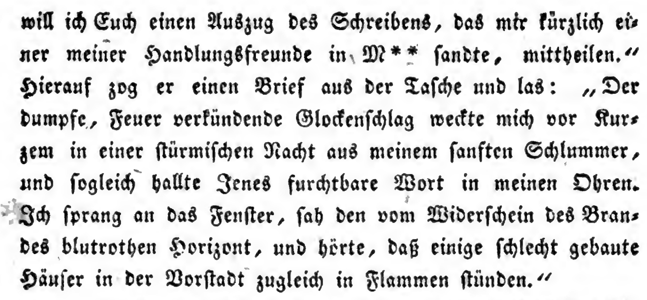
Das Taschengeld.

Der wohleingerichtete Laden des Konditors Braunhold, durch dessen hohe Glasfenster man schon von der Strasse aus die mit Süssigkeiten aller Art beladenen Tische erblickte, war ein reizender Gegenstand für die zehnjährige Nina. Täglich, wenn sie zur Schule ging, führte sie ihr Weg an demselben vorbei, und so lange sich noch einige Groschen in ihrem Geldbeutel befanden, konnte die Lüsterne der lockenden Versuchung nicht widerstehen, sie mußte den Forderungen ihres Leckermäulchens nachgeben, und sich bald diese, bald jene Näscherei kaufen. Auf solche Weise wurde nun ihr Taschengeld, mit welchem

Herr Sternheim seine Kinder beschenkte, schon in der ersten Hälfte des Monats verschwendet, während Adelbert und Auguste Andern manche schuldlose Freude bereiten, manches eigene kleine Bedürfniß befriedigen und dennoch Etwas zurücklegen konnten.

Weder das Beispiel ihrer Geschwister, noch der Tadel und die Drohungen ihrer Eltern, vermochten Nina, ihren Fehler abzulegen, und trotz aller Versprechungen und guten Vorsätze, mit welchen sie jedesmal nach erhaltenem Verweise die Zürnenden zu versöhnen suchte, blieb Alles beim Alten, bis ein ganz besonderes Ereigniß ihre Besserung bewirkte.

Eines Abends, als der von den Kindern geliebte und hochgeachtete Oheim den traulichen Familienkreis erweiterte, sprach dieser: „Indem ich mich an Euere mitleidigen Herzen mit der Bitte um Unterstützung einiger nothleidender Mitbrüder wende,



will ich Euch einen Auszug des Schreibens, das mir kürzlich einer meiner Handlungsfreunde in M** sandte, mittheilen." Hierauf zog er einen Brief aus der Tasche und las: „Der dumpfe, Feuer verkündende Glockenschlag weckte mich vor Kurzem in einer stürmischen Nacht aus meinem sanften Schlummer, und sogleich hallte Jenes furchtbare Wort in meinen Ohren. Ich sprang an das Fenster, sah den vom Widerschein des Brandes blutrothen Horizont, und hörte, daß einige schlecht gebaute Häuser in der Vorstadt zugleich in Flammen stünden."

„In wenigen Minuten war ich Zeuge des schrecklich schönen Schauspiels. Ohngeachtet daß eine große Anzahl Menschen, von trefflichen Löschungsgeräthen unterstützt, mit der größten Anstrengung arbeitete, konnten doch die brennenden Gebäude nicht mehr gerettet, und nur mit Mühe der Wuth der empörten

Elemente Einhalt gethan werden. Mehrere arme Familien wurden durch diese schreckliche Begebenheit in das tiefste Elend gestürzt. Alle ihre Habe ist verbrannt, und die vor Kälte zitternden Kleinen schreien nach Brod, welches zu verdienen die Väter ausser Stand gesetzt sind. Ihrer Menschenfreundlichkeit empfehle ich diese Unglücklichen. Durch Sammlungen im Kreise Ihrer Bekannten werden sie sich bald Mittel verschaffen können, den Nothleidenden Hülfe zu senden, und mich, indem Sie meine Bitte erfüllen, zum herzlichsten Dank verpflichten."

Tiefe Rührung bemächtigte sich der Zuhörer bei dieser Schilderung. Bereitwillig gab Sternheim und seine Gattin einen bedeutenden Beitrag zu diesem edlen Zweck, so wie auch Adelbert und Auguste freudig ihre Schärflein darreichten.

„Ist meine Nina denn die Einzige, die sich bei dieser

wohlthätigen Handlung ausschließt? bekommt sie denn kein Taschengeld?" fragte der Oheim. Beschämt stand diese mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel. Unwillig blickte der Vater auf sie und sagte: „Ob wohl Nina mit ihren Geschwistern gleiches Recht genießt, theilt sie doch ihre edle Gesinnung nicht. Während Adelbert und Auguste sich durch Sparsamkeit das himmlische Vergnügen des Wohlthuns verschaffen, wird Nina's Sparbüchse, so oft ich schon deßhalb mit ihr schmälte, jedesmal schnell durch die Befriedigung ihrer Naschhaftigkeit geleert. Geh' mir aus den Augen, unfolgsames Kind!" fuhr er, zornig gegen Nina gewendet, fort. Doch diese fiel dem Onkel in die Arme, erbat sich ihn zum Fürsprecher, und gelobte unter heißen Reuethränen sich beherrschen zu lernen.

Sie hielt, obgleich es ihr Anfangs schwer fiel, treulich Wort.

Auch Nina machte in der Folge einen weisen Gebrauch von ihrem Gelde, und fand bald, daß es höhere Freuden gäbe, als die, welche sie sich bisher, dem Verlangen ihres lüsternen Gaumens genügend, bereitet hatte.

Das stolze Fräulein.

Franziska war von Natur ein gutes Kind; doch als einzige Tochter einer Mutter, welche auf ihren Rang und Reichthum selbst hohen Werth legte, erhielt schon in früher Jugend ihr Charakter die nemliche Richtung, und was Frau von Rosen-

berg in diesem Punkt versäumte, suchte eine alte Wärterin des Fräuleins, die zugleich Gouvernantenstelle vertrat, einzubringen. Wollte z. B. Franziska mit irgend einem bürgerlichen Kind, das zufällig ins Haus kam, freundlich sprechen, so wurde sie eilig mit einem Verweiß von Jungfer Beate ins Zimmer geführt, und ihr noch eine lange Predigt über den Unterschied der Stände gehalten; oder sie erzählte ihr die Geschichte des Adels ihrer Familie, die sie ganz auswendig wußte, da sie ein Erbstück der Großeltern Franzisken's war, und prägte dem Kinde ein, wie sehr sie sich glücklich schätzen müsse, so hochgeboren zu seyn, auch ertheilte sie ihr Regeln, nach welchen sie ihr Betragen gegen ihres Gleichen, gegen Personen von geringerm Stand, und gegen Dienstboten einzurichten habe. Dabei wurde das kleine Persönchen über alle erhaben gestellt, und Härte und Verachtung gegen

Niedere ihr nach und nach eingeflößt; jedoch lange sträubte sich des Mädchens innere bessere Natur gegen solche Vorstellungen, und sie wollte sich dem Willen der Mutter und der alten Wärterin immer nicht fügen. Doch letztere wurde nicht müde sie zu ermahnen, zu tadeln und zurechtzuweisen.

Franziska liebte die Freuden des Umgangs mit andern Kindern, und hatte doch nicht viel Bekannte unter der vornehmen Klasse, daher freute sie sich sehr wenn der Lenz erschien, und sie in dem Garten der Eltern manche Stunde zubringen konnte; hier standen die gutmüthigen Gärtnerskinder bei den kindischen Spielen ihr ganz zu Gebot, und sie fühlte sich oft bewogen, dankbar ihre Gefälligkeit anzuerkennen. Doch wurde dieß von Beate bemerkt, oder sah sie, wie Jene nach Kinderweise fröhlich zu dem ihr im Alter gleichen Mädchen hinhüpfte und

freundlich mit ihr sprach, so ging es nicht ohne strenge Rüge ab, auch sagte diese oft: „Es schickt sich nicht Fränzchen, daß Du Gärtners Isabellchen die Hand reichest, wenn wir kommen oder gehen, Du mußt diese Kinder als Deine Untergebenen betrachten, und Dich in die Brust werfen, wenn sie Dir zu nahe kommen, denn Du hast Nichts, gar Nichts mit ihnen gemein.“

Endlich nachdem Frau von Rosenberg und Beate sich in guten und bösen Worten erschöpft hatten, um Franziska nach ihrem Sinn zu bilden, mußten doch ihre Vorstellungen auf diese wirken. Ja, sie wurde schon in ihrem dreizehnten Jahre ein stolzes, übermüthiges Geschöpf, daß sich über den größten Theil ihrer Mitmenschen an Reichthum, Rang, Wissen und Schönheit erhaben dünkte, andere Leute verachtete, und hochfliegende Plane für die Zukunft entwarf. Der verständigere Vater betrübte sich

sehr darüber; allein wegen vieler und beschwerlicher Geschäfte konnte er sich um die Erziehung seiner Tochter nicht thätig annehmen und seine Worte fanden nirgends Eingang. Welcher Nachtheil entsprang aber für das arme Mädchen selbst daraus! Der Vater, dessen größte Freude sie ehedem war, wenn er, ermüdet von Arbeiten, bei Tisch oder am Abend durch ihre kindlichen unbefangenen Aeusserungen erheitert wurde, tadelte sie nun heftig, und entzog ihr, da seine Vorstellungen nichts fruchteten, seine Liebe in sehr merklichem Grad. Erschien sie in Gesellschaft, und blickte mit ihrer triumphirenden Miene in den Zirkeln umher, so wurde sie entweder mitleidig belächelt, oder mit Bitterkeit im Herzen verlassen. Die guten Menschen bedauerten sie, von Uebelgesinnten wurde sie gehaßt, von vielen heimlich und öffentlich verspottet; allein dieß Alles machte wenig Eindruck auf

sie, sie blieb bei ihrer Weise, und ihre Haltung, ihr Gang, ihr Anzug drückten ihren thörichten Wahn, als müsse ihr die ganze Welt huldigen, aus. Sie stolzierte wie ein Pfau, und kostbar, doch überladen, war ihre Kleidung, ihr Putz.

Einst wurde sie mit ihren Eltern zu einer Gesellschaft gebeten, welche ziemlich gemischt war, und der Zufall wies ihr den Platz neben der bescheidenen zwölfjährigen Tochter einer Amtmannswittwe, und neben einem jungen lustigen Edelmann an. Dieser kannte kein größeres Vergnügen, als mit seinen oft sehr treffenden Witz Andere in Verlegenheit zu bringen. Er bemerkte Franzisken's Verstimmung, und kannte sie genug, um voraussehen zu können, daß ihre üble Laune davon herrühre, weil ihre Nachbarin ihr zu gering war; auch beantwortete sie alle freundlichen Reden von Linchen mit schnöder Kälte. Dafür beschloß er

sie zu bestrafen. Auf einem entfernten Tisch stand eine Vase voll der schönsten Blumen. Nachdem sich der Baron in lebhaften Aeusserungen über ihre Reize ergossen hatte, in welche die Mädchen einstimmten, erbot er sich, jeder eine Blume zu bringen, nahm eine geruchlose, doch große und buntfarbige Tulpe, und eine duftende Aurikel aus dem Topf, reichte erstere Franziske'n, letztere dem anspruchslosen Linchen, und sagte dabei die scharf betonten Worte: „Jedem das Seine!" Beide verstanden gar wohl ihren Sinn, und wurden über und über roth. Schnell und erbittert entfernte sich Franziska; die sanfte Kleine blickte ihr mit feuchtem Auge nach, und der Baron drehte sich lustig auf dem Absatz herum und lachte sich ins Fäustchen.

Innig schmerzte das tieffühlende Linchen die Kränkung, welche Franziska so eben erdulden mußte; sie wünschte ihr dies-

selbe vergüten zu können, und wollte sie schüchtern aufsuchen. Doch eben wurde ein kleiner Ball im anstoßenden Saal eröffnet, und Linchen zum Walzen abgeholt. Der Sohn eines achtbaren Kaufmanns unterfing sich, das stolze Fräulein um einen Tanz zu bitten. Welch ein Vergehen! er war ja kein Edelmann! Daher erhielt er nun auch einen sehr ungnädigen Abschlag. Franziska verzog den Mund, und stieß ein unfreundliches: — „ich tanze nicht!“ heraus. Jener ermangelte nicht, dieß Benehmen und diese Antwort zu verbreiten, und — siehe da! den ganzen Abend wurde Franziska nicht mehr in Versuchung geführt, eine Aufforderung auszuschlagen. Kein adeliger und kein unadeliger Tänzer näherte sich ihr mehr, und mit verbissenem Aerger mußte Franziska zusehen, wie sich die jungen Leute in schuldloser Fröhlichkeit belustigten, und ihre Anwesenheit gar nicht zu beach-

ten schienen. Sie ereiferte sich gewaltig gegen ihre Mutter über die Unartigkeit der jungen Herren, und diese half treulich dazu. Der Vater aber sagte: „Das ist Deine eigene Schuld, warum stößt Du durch Deinen lächerlichen Stolz Jederman von Dir hinweg.“ Doch Franziska, voll eingebildeter Vorstellungen von ihrem hohen Werth, änderte ihre Sinnesart nicht, und Beate streichelte dem stolzen Fräulein die blühende Wange und sagte: „Recht so, mein Töchterchen! bleibe bei Deinen Grundsätzen.“

Franziska's Bekehrung.

Linchen konnte lange den Vorgang mit den Blumen nicht vergessen, und sehnte sich Franziska zu sprechen, um durch verdoppelte Freundlichkeit ihr fühlbar zu machen, daß sie gewiß ganz unschuldig daran sei, und sie bedauere; allein wie sollte sie es wagen, das stolze Fräulein aufzusuchen. Mußte sie nicht erwarten, von ihr verächtlich zurückgewiesen, und für ihre Theilnahme tief gekränkt zu werden! Doch bald führte ein Zufall die Erfüllung ihres Wunsches herbei. Franziska besaß ein Pelzkleid von Rosa-Atlas, das zu ihrem schlanken Wuchs sehr gut paßte, und ihr ein recht vornehmes Ansehen gab. Sie wußte

dieß, und trug es daher ungemein gerne. Ja, sie zürnte, als sie durch die Annäherung des Lenzes die Nothwendigkeit einsah, es bald ablegen zu müssen. Es war schon ein sehr milder Frühlingstag, als Franziska dennoch in ihrem Pelzkleid über den Markt stolzierte, um daselbst Einiges zu besorgen. Aber, o Himmel! Strassenjungen, welche gerade mit Ballspiel auf dem Marktplatz sich belustigten, umringten auf einmal mit lautem Hohngelächter Franzisken, und schmähten sie mit bittern Spott. Auch andere Leute, die vorübergingen, gesellten sich dazu, und es entstand ein gewaltiger Lärm. „Die stolze Pfauin! Die Närrin im Pelzkleid! Der Winter im Sommer!“ so schrie der Pöbel durcheinander. Angst, Zorn und Scham benahmen Franziska fast das Bewußtseyn. Sie wollte fliehen, doch die wilde Rotte vertrat ihr den Weg, und eben grub ein ungezogener

Junge eine Hand voll Sand aus dem Boden, um Franziska damit zu werfen; da sprang der junge, beim letzten Ball von ihr verschmähte Tänzer, an dessen Vaters Kaufladen sich Jene eben befand, heraus, jagte die Jungen auseinander und bot ihr den Arm, um sie in sein Haus zu führen. Doch in diesem Augenblick kam Linchen herbei gelaufen. Auch ihre Wohnung war in der Nähe, und sie hatte von ihrem Fenster aus den Vorgang gesehen. Dringend und herzlich bat sie Franziska, mit in ihr Haus zu gehen, und bei ihr zu warten, bis sich das Getümmel der Leute etwas verloren habe. Diese ließ sich willenlos wegführen, und als sie Linchen in ihr einsames Stübchen gebracht hatte, warf sie sich erschöpft auf einen Stuhl, und brach in lautes Weinen aus. Innig theilnehmend tröstete das sanfte Mädchen die hart Beschimpfte, und ihre aufrichtige Trauer, ihr

nasser Blick, ihre beruhigenden Worte wirkten mächtig auf deren verletztes Gemüth.

„Laß mich, laß mich!“ rief sie endlich unter einen aufs Neue hervorbrechenden Thränenstrom aus, „ich kann die Beschämung nicht ertragen von Dir an Edelmuth so weit übertroffen zu werden, und doch — doch ist dieß vielleicht der einzige Weg zu meiner Ruhe, wenn ich das schwere Geständniß mir selbst abdringe, ich habe Dich und den braven Marko so hart beleidigt, und Ihr — wurdet meine Retter!“

Linchen umfaßte sie still weinend, und sagte halb leise: „O könnte ich dieß Herz dadurch für mich gewinnen, wie glücklich würde ich seyn!“ Du hast es gewonnen, erwiederte Franziska lebhaft, Du hast mich von meinem thörichten Stolz geheilt; nimmer will ich den Werth des Menschen in seinem Rang

und Ansehen suchen. Vergieb mir nur und sei künftig meine Freundin. Beide Mädchen umschlangen sich fest, und gelobten sich innige Liebe und Treue. Nun legte Franziska ihr Pelzkleid bei Linchen ab, und ging ohne dasselbe, still nachdenkend, die einsamsten Strassen wählend, nach Haus. Es war gerade die Stunde, wo der Theekessel auf dem Tisch rauchte, und der Vater sich auch immer auf eine kurze Zeit von seinen Geschäften abmüßigte. Franziskens veränderter Anzug, ihr aufgeregtes Wesen erweckte schon bei ihrem Eintritt der Eltern und Beatens Aufmerksamkeit. Nun flog das Mädchen an das Herz des Vaters, und erzählte in lebhafter Bewegung ihre ausgestandene Schmach, ihre Rettung, ihre Thorheit und ihre festen Entschlüsse. Erstaunt hörte man zu. Herr von Rosenberg drückte sie innig an seine Brust und sagte gerührt: „O mein Kind! freue

Dich der erlittenen Kränkung, und betrachte in dem ganzen Vorgang die Hand der liebenden Vorsicht, welche Dich, da Du nicht auf andere Weise Deine tadelnswürdigen Grundsätze und Handlungsweise ändern wolltest, nun dadurch nöthigte, von dem verderblichen Pfad umzukehren, und die Bahn der Bescheidenheit und Tugend zu betreten. Gott erhalte Dich nun dabei, so wirst Du meine Liebe wieder im vollen Maß genießen, und den Frieden Deiner Seele sichern. Deine neue Freundin aber führe doch ja Morgen, so bald als möglich, zu mir, damit ich ihr danke, und Euern Bund segne."

Beate schüttelte den Kopf und machte ein finsteres Gesicht. Die Mutter spielte verlegen mit ihrem Sacktuch und sah zur Erde. Franziska eilte auch auf sie hin, ergriff ihre Hand, küßte sie ehrerbietig, und flüsterte: „Zürne nicht, Mütterchen! ich

kann nicht undankbar handeln. Gewiß werde ich nie zu dem Fehler der Gemeinheit herabsinken und Dir Unehre machen, aber milder und besser will ich werden, und glücklich durch die Freundschaft meines Linchens."

Zu Beate sagte sie lächelnd: „Ziehe immer Deine Stirne ein wenig kraus, Du sollst mich nicht mehr zum Stolz verleiten können, er hat mich gar zu unglücklich gemacht, und das willst Du ja doch nicht, also sei nur wieder freundlich mit Deinem Fränzchen!" Bei diesen Worten schüttelte sie ihr herzlich die Hand, und die Alte wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Franziska blieb nun ihren an diesem Tag gefaßten Vorsätzen unerschütterlich treu, und löschte nach und nach durch ihr vorsichtig verändertes Betragen, durch ihre gefällige Höflichkeit und Sanftmuth den unangenehmen Eindruck aus, den ihre Ei-

telkeit und ihr Stolz auf Andere gemacht hatten. Nicht lange, so genoß sie die Achtung und Liebe der Menschen im hohen Grade, und durch die innige thätige Freundschaft mit Linchen unendlich viele frohe Stunden.

Die Habergrütze.

Ungenügsamer war wohl nicht leicht ein Kind, als des Rath Silbermanns einziges Söhnchen Gottfried. Als ein schwächlicher Knabe, und der Eltern größte Freude, getrauten sie sich nicht dem Herzblättchen Etwas abzuschlagen. Was er wollte,

wurde ihm gewährt, was er verlangte, erhielt er. Dadurch nahm seine Begehrlichkeit mit jedem befriedigten Wunsch aufs Neue zu, und unaufhörlich hatte er Etwas zu erbitten oder zu ertrotzen. Als er älter wurde, wollten die Eltern einlenken, und nicht allen seinen Forderungen Genüge leisten; allein zu spät kamen sie zu dieser bessern Einsicht; es schien ihnen durchaus nicht mehr zu gelingen. Ein Abschlag brachte Gottfriedchen ganz ausser sich, und zitternd und bebend suchte dann die Mutter ihn schnell durch Zusage zu beruhigen. Der Vater schüttelte wohl tiefseufzend den Kopf dazu, doch war auch er zu schwach, mit Nachdruck seinen Willen zu behaupten. Es blieb also immer beim Alten, und Gottfried wurde stets ungenügsamer. Wie stand es aber um seine Heiterkeit, diese mußte doch wohl unungetrübt seyn, da kein Verlangen ihm unerfüllt blieb?

Nein, o nein! dieß war nicht der Fall, denn er hörte nicht auf zu wünschen, und oft überstieg er dabei die Schranken der Möglichkeit, oft mußte er sich auf weiter hinaus vertrösten laßen, oft sah er Andere, die noch mehr besaßen als er; kurz, er war immer unruhig und unzufrieden. Auch die Eltern empfanden große Sorge, wenn sie an die Zukunft ihres, wohl jetzt erst neunjährigen, Sohnes dachten, und nahmen sich oft vor, ihm seine Unart abzugewöhnen; doch Gottfried wußte es schon darnach anzufangen, um Vater oder Mutter für seine Wünsche zu gewinnen, und sparte weder Thränen noch Bitten, um zu seinem Zweck zu gelangen.

Einmal an einem Sonntag Abends ging er mit seinen Eltern spazieren. Sie kamen durch ein Dorf. Vor der Thür einer Hütte saßen zwei Kinder und verzehrten mit herzlichem Wohl-

behagen eine Schüssel Habergrütze. „Was eßt ihr denn hier?“ fragte Herr Silbermann. „Das sieht der Herr wohl,“ antwortete der Knabe, ein lustiger Junge von ohngefähr 7 Jahren. „Habergrütze ists, recht gute Habergrütze.“ Ei, die wird trefflich schmecken; versetzte Jener. „Zweifelt der Herr? — warte, ich will einen reinen Löffel holen, da kann er sie versuchen.“ Mit diesen Worten sprang Hänschen ins Haus, kam aber gleich mit dem versprochenen Löffel wieder, und nöthigte die Fremden zu kosten. Gottfried spuckte schnell wieder aus, was er im Mund bekam, und sagte: „Fi, wie möchte ich so etwas Schlechtes genießen!“ Ach, erwiederte das um ein paar Jahre ältere Mädchen, wäret Ihr so hungrig, wie wir, Ihr würdet unsere Kost auch nicht verschmähen. „Und heute am Sonntag habt Ihr nichts besseres?“ fragte Gottfried. „Mittag hattet Ihr



Die Habergrütze.

doch wohl etwas Braten?“ Mit offenem Munde starrten beide Kinder ihm staunend an. Die Antwort blieb ihnen lange auf der Lippe. Endlich wiederholten sie langsam: „Braten! o lieber Gott Braten!“ Das Mädchen fuhr fort: „Wir sind die Kinder eines armen Taglöhners, und hätte der Herr Pfarrer nicht einmal, als der Vater krank war, ihm zur Bekräftigung ein paarmal gutes Essen und darunter auch ein Stück Braten geschickt, so wüßten wir nicht, wie dieser schmeckt. Aber das ficht uns nicht an. Hätten wir nur immer Brod und Kartoffeln genug, um den Hunger zu stillen! Daher ist heute ein wahrer Festtag für uns, weil die Mutter zur Abendsuppe die Habergrütze gekocht hat. — Aber über das Reden wird mein guter Muß kalt, und Hänschen ißt mir mittlerweile alles weg; seht, der nimmt sich keine Zeit zum Plaudern, sondern stopft sich

tüchtig an. Nun, nehmts nicht übel, ich esse jetzt auch.“ Ich aber bin satt! rief der Knabe, und sprang auf. Indem trat die Taglöhnerin in die Thüre. Der Junge warf sich ihr an den Hals und sagte: „Danke, liebe Mutter, für die gute Abendsuppe! sie hat recht herrlich geschmeckt, jetzt will ich noch ein wenig auf der Wiese herumspringen, Dir ein Sträußchen bringen, und dann gehts aufs liebe Stroh, wo ich wie ein Rätzchen schlafen werde, bis morgen am hellen Tag. Juchhei!“ rief Häns̈chen, und lief in vollen Sprüngen den Hügel hinab, auf dem das Häuschen lag, und hinunter in das Thal. Die Mutter sah ihm lächelnd nach, und ließ sich dann in eine Unterhaltung mit Gottfrieds Eltern ein. Auch sie äusserte Zufriedenheit mit ihrer ärmlichen Lage, und prieß Gott für den Segen der Gesundheit, der Eintracht und der frohen Hoffnung auf seine im-

mer-

merwährende, väterliche Fürsorge. „Kann ich doch jetzt so viel erübrigen, um Liese in die Schule zu schicken," setzte sie am Schlusse hinzu. „Das brave Mädel, so wie ihr Brüderlein, lassen sich gerne noch öfter die Kartoffeln in der Schaale gefallen, weil jene dafür etwas Tüchtiges lernen kann." Liese hörte diese Aeusserungen nicht mehr mit an. Sie war unterdessen aufgestanden, und theilte ihr Stückchen Brodrinde mit einigen Hühnern, welche der Mutter die Eyer lieferten, die sie in der Stadt zu Markte trug, um einen kleinen Gewinn davon zu ziehen. Herr Silbermann beschenkte die Frau mit einem großen Stück Geld, und seine Gattin beauftragte sie, ihre genügsamen Kinder am nächsten Tage zu ihr zu schicken, sie wolle ihnen eine kleine Freude machen, und sie mit allerlei Gutem sättigen. Dankbar versprach es die Arme, und die Eltern gingen mit

Gottfried weiter. Dieser schlich still und nachdenkend an ihrer Seite; doch als die Mutter ihn nach einer Weile deßhalb zur Rede stellte, sah er mit einem in Thränen schwimmenden Blick zu ihr hinauf und erwiederte tiefseufzend: „Ach die armen Kinder!“ — Froh der Bemerkung, daß ihr Benehmen und ihre Lage Eindruck auf den ungenügsamen Knaben gemacht habe, suchte ihn der Vater durch die Aeusserung zu verstärken: „Wie kommt es, lieber Sohn, dieser arme Knabe hat nicht Wein, nicht wohlschmeckende Speisen, kein Flaumenbett, kein niedliches Spielzeug, und dennoch habe ich an meinem Gottfried noch nie eine Spur von der Heiterkeit bemerkt, die aus Häns chens leuchtenden Augen spricht; fast möchte ich dich für einige Zeit an seine Stelle wünschen.“ O nicht doch, guter Vater! erwiederte Gottfried, wie könnte ich dies ertragen? aber — setzte

er tiefbewegt hinzu, beschenken will ich Morgen die Kinder recht reichlich, und nimmer unzufrieden seyn.

„Das gebe Gott!“ riefen beide Eltern, schlossen den Sohn in die Arme, und kehrten doppelt vergnügt mit ihm in ihre Wohnung zurück.

Sie erlebten die Freude, daß Gottfried wirklich seine Wünsche in Zukunft sehr mäßigte, und es nach und nach darinnen so weit brachte, daß er sich ganz ruhig das Liebste versagte, wenn die Eltern Ursache fanden, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Und was erleichterte ihm diesen Sieg über seine Begehrlichkeit so sehr? — Wir wollen ihn selbst sprechen lassen, wie er sich späterhin darüber äusserte: „Die Habergrütze in Wasser gekocht, und Hänschens frohes Gesicht dabei, machte,“ so sprach er, „daß ich nachher Gott immer recht herzlich dankte,

wenn ich an meiner Eltern Tisch mich mit wohlschmeckenden Speisen sättigte. Hänschens Strohlager, auf dem er so glücklich einschlief, machte mir mein weiches Bett um so werther, und die Fähigkeit des armen Knabens, sich auf der Wiese mit ein paar Blumen zu vergnügen, brachte mich zur Erkenntniß: wie wenig der Mensch bedarf, um froh zu seyn; ich versuchte in meinem Verhältniß seine Zufriedenheit nachzuahmen; es gelang mir; ich wurde ruhiger, glücklicher und segnete oft im Stillen die gekostete Habergrütze.

Der wohlthätige Regen.

Nicht nur die lechzende Flur labt Gott durch einen erquickenden Regen, der Allweise bedient sich auch oft seiner Elemente, auf das Schicksal der Menschen segensreich zu wirken. — Dieß beweiset unter andern folgende Geschichte:

Rosa Heilman befand sich bei einer Tante, welche sie schon als ein kleines Kind zu sich genommen, und sorgsam erzogen hatte. Sie war aus einer zahlreichen Familie, und so erleichtert sich die Eltern fühlten, daß die gütige Muhme sich einer Tochter freundlich annahm, so erfüllte doch oft innige Sehnsucht nach dem geliebten Kinde das Herz der zärtlichen

Eltern, und Rosa konnte immer kaum den vierteljährigen Zeitpunkt erwarten, der zu einem Besuch im Vaterhaus bestimmt war. Es ging ihr recht gut bei der Tante, aber Eltern und Geschwister liebte sie doch über Alles, und das Zusammenseyn mit ihnen gewährte ihr die höchsten Genüsse. Die Tante hatte ihr Auskommen, indessen gehörte sie nicht zu den Reichen. Eben so wenig Rosa's Eltern. Der Vater, ein Landgeistlicher, hatte keine einträgliche Pfarre und viele Kinder, daher war Sparsamkeit ein Hauptgesetz für ihn, welches er auch seiner Familie immer ans Herz legte, und das selbst die Muhme beobachtete. Durfte also Rosa die Ihrigea besuchen, so mußte sie die kleine Reise von der Stadt nach dem 3 Stunden davon gelegenem Dorf zu Fuß machen, da ein Fuhrwerk zu große Kosten verursacht hätte. Wie gerne unterwarf sie sich jedoch dieser

Bedingung, und scheute weder die Hitze des Sommers, noch den Frost des Winters, wenn die Wanderung unternommen werden sollte. Einst — es war im Herbst, welcher im Anfang dem Sommer an Schönheit gleich zu werden schien — war auch der frohe Tag schon bestimmt, an welchem sich Rosa auf den Weg nach der Heimath machen sollte. Schon waren die Ihrigen davon benachrichtigt, schon war ihr Reisebündelchen gepackt, das ihre Begleiterin, eine ehrliche Bodenfrau, mitnehmen sollte; schon fühlte Rosa die selige Vorempfindung des beglückenden Wiedersehens: auf einmal fiel anhaltendes Regenwetter ein und — o weh! Rosa mußte mit blutendem Herzen ihre Hoffnung auf den nahen Genuß für jetzt aufgeben, ja auf lange verschoben sehen, denn der strömende Regen hatte die Wege verwüstet und ungangbar gemacht. Bittere Thränen vergoß

das arme Mädchen, und vermochte sich nicht zu trösten. Anfangs äusserte die Tante herzliche Theilnahme und Bedauern, als aber Röschen immer traurig blieb, ermahnte sie dieselbe mit Nachdruck zur Beherrschung ihres Trübsinns, und fügte am Schlusse die Bemerkung hinzu: „Wer weiß, vor welchem Nachtheil dich vielleicht dieser Regen bewahrt hat! nichts geschieht ja von ohngefähr, und selbst scheinbare geringe Umstände lenkt die Vorsicht zu unserm Besten." Wie wahr hatte die Muhme gesprochen! Nicht lange, so kam die Magd, die ausgegangen war, mit der Nachricht nach Hause: so eben sei ein Wagen Strassenräuber eingebracht worden, welche in dem Walde, durch den Rosa vor ein paar Tagen gehen sollte, aufgehoben worden seien. Sie hatten daselbst wirklich einige Reisende überfallen und beraubt, und waren durch jenen Regen genöthigt worden,

in dem Gehölz, das sie nur durchstreifen wollten, eine Höhle zu ihrem Aufenthalt zu wählen, die nicht so verborgen war, als ihr eigentlicher Versteck, der noch weiter entfernt, sie den Nachstellungen der wachsamen Landpolizei bisher entzog. Auf einmal wurde ihr Daseyn in jenem Walde entdeckt, verrathen und die Bande glücklich aufgehoben. Rosa zitterte, als sie diese Erzählung hörte; ihr dankender Blick hob sich zum Himmel, und sprach das Gefühl ihres Herzens aus, indem sie im Stillen die Fügungen der Vorsehung prieß, welche sie vor einer schrecklich drohenden Gefahr huldvoll bewahrt hatte. Sie fiel der Tante in den Arm und sagte: „Vergieb, daß ich dir durch unmäßige Trauer über ein vermeintliches Unglück lästig wurde, da dieser unangenehme Vorfall doch mein größtes Glück war!“ Auch ein Brief von Rosa's frommen Eltern ermunterte diese, Gott zu loben, der

sie so sichtbar beschützte, und Pastor Heilman schloß mit folgenden Worten:

Oft scheint ein Unfall Schmerzen dir zu bringen —
Am Ende aber mußt du Gott ein Loblied singen!

Die belohnte Geduld.

Konrad war ein armer Waise, und stand im Dienste eines harten und strengen Bauers. Der 12jährige Knabe mußte mit der Sonne aus dem Bett, den Tag über jede Arbeit verrichten, welche Herr und Frau oder die andern Dienstboten nicht übernehmen mochten, bekam gerade so viel zu essen, daß

er, ohne zu verhungern, leben konnte, und erhielt bei allem dem kein freundliches Gesicht, kein gutes Wort. Konrad schmerzte dieses wohl sehr, und zuweilen weinte er ein paar Thränen darüber: doch dies war selten, größtentheils war er, troß seiner Unannehmlichkeiten und Beschwerden, heiter und guten Muths. Er pfiff ein fröhliches Liedchen, und besorgte seine Geschäfte mit munterer Laune.

„Wie war das möglich?“ höre ich manch verwöhntes Kind, das im Schooß des Glückes aufwächst, fragen — „so viel Last, und so wenig Belohnung dafür! mich ärgerts, wenn mir etwas Geringes nicht nach Wunsch und Willen geht; wenn ich eine kleine Mühe habe, und man diese nicht anzuerkennen scheint.“ — Liebes Kind! dir fehlt ein einziges kleines Mittel-

chen, das Konrad besaß, und das ihm Alles, Alles erleichterte, nemlich die Geduld! —

Der arme Junge hatte von seinen sterbenden Eltern die Lehre erhalten: „Füge dich in die Menschen, in die Umstände, und ertrage geduldig, was du nicht ändern kannst.“ Dies befolgte er genau, und befand sich sehr gut dabei. Er klagte nicht, er murrte nicht, er widersprach nicht, so konnte kein heftiger Streit entstehen, und die Mühseligkeit seiner Arbeiten dünkte ihm nicht so hart, als jedem Andern mit weniger Geduld. Konrad mußte einmal an einem heißen Sommertag Erde aus einem ausgedrockneten Teich in den weit davon entfernten Obstgarten fahren. An dem schwer beladenen Schubkarren keuchte der arme Junge, daß man ihn bedauern mußte, und

der Schweiß träufelte ihm in großen Tropfen über die Stirne herab. Da ging das 10jährige Mädchen des reichen Dorfschulzen vorüber, gerade als Konrad die Erde emsig in den Korb schaufelte, den er gefüllt wieder fortfahren wollte. Die Sonne brannte ihn gewaltig auf den Rücken, und seine Zunge lechzte vor Durst. Mitleidig blieb Lenchen stehen, dann rief sie Konrad zu: „Wie kannst Du dies aushalten? ich kann hier auf dem schattenlosen Platz kaum einige Minuten verweilen, und Du mußt hier die schwere Arbeit verrichten, Du armer Junge!“ — Konrad ließ die Schaufel aus der Hand sinken, schaute freundlich das Mädchen an, wischte sich dann die gebräunte Stirne, und sagte: „Kann ich anders? es ist meine Pflicht, und dauert ja nicht ewig. Sieh, die Sonne wird bald hinter jener Scheune stehen, dann hab ich's besser. Ach hätt' ich nur

einen Trunk Wasser! aber wenn ich auch mit meinem Karren an dem Wohnhause vorbeifahre, getraue ich mir nicht hineinzugehen, mein Herr schmält sonst über die verlorne Zeit.“ Warte, armer Schelm! ich bringe Dir etwas zur Erquickung,“ sprach die gutmüthige Kleine, eilte nach Hause, erzählte ihren Eltern, was sie gesehen und gehört hatte, und bereitwillig gab die Mutter ein Töpfen süße Milch und ein Stück gutes Hausbrod Lenchen mit. In freudiger Eile brachte sie es Konrad, nöthigte ihn, mit der Arbeit ein Viertelstündchen auszusetzen, sich abzukühlen, und dann seinen Durst zu löschen. Er gehorchte mit Dank und Freude. Die erwähnte Scheune warf nun wirklich einen wohlthätigen Schatten hin, in welchen sich beide Kinder setzten, und traulich miteinander schwatzten. Lenchen erfuhr durch ihre theilnehmenden Fragen Konrads ganze traurige Lage,

und mehr als einmal wurde ihr in der Unterhaltung mit ihm das Auge feucht. Innig rührte sie die Bitte des geduldigen Knabens: ihm zuweilen bei seinem sauern Beruf durch freundliche Worte zu stärken. „Du hast mich recht froh gestimmt!“ rief er aus, „ich danke Dir von Herzen, jetzt wird mir Alles noch einmal so leicht von Statten gehen; doch nun muß ich suchen, das Versäumte einzubringen.“ Mit diesen Worten sprang er auf, drückte Lenchen die Hand, und setzte seine Arbeit munter und singend fort. Das Mädchen ging mit dem Wunsch nach Haus: das Schicksal des armen Konrads verbessern zu können. Wie freute sie sich, als ihr die Eltern mit der Nachricht entgegen kamen: sie wollten den Knaben zu sich nehmen. Schon früher hatten sie von seinem Nachbar erfahren, wie hart er bei seinem Herrn gehalten sei. Lenchens vorige Erzählung bestätigte das

Gehörte, und bewog sie zu dem menschenfreundlichen Entschluß, ihn in ihre Dienste zu nehmen, und durch bessere Behandlung die ausgestandenen Leiden ihm zu vergüten. Welche Freude für Konrad, als der Schulze kam, und seinem Herrn den Vorschlag machte: den Knaben ihm zu überlassen, da er ihn sehr gut brauchen könnte. Ungerne willigte jener ein; denn für den geringen Lohn schaffte ihn Konrad viel Nutzen. Doch der Schulze war zu dringend, als daß er ihn hätte abweisen können, und so kam die Sache wirklich zu Stande. Konrad wurde des Schulzens Dienstbote, doch bald sein Sohn; denn sein unermüdeter Eifer, seine Treue und Willigkeit machten ihn seinen Herrn so lieb, wie ein eigenes Kind. Es wurde nun für sein leibliches und geistiges Wohl treulich gesorgt, und ein braver, brauchbarer Mann aus dem Knaben, der endlich des Schulzens einzige

Tochter zur Frau erhielt, und Mitbesitzer dessen bedeutenden Vermögens wurde.

So glücklich sein Verhältniß war, blieb er doch nicht von den unvermeidlichen Uebeln des Lebens befreit; aber er ertrug sie alle geduldig, und war dennoch immer zufrieden und dankbar gegen Gott. Oft sagte er zu den Seinigen: „Wie gut war es für mich, daß ich in der Jugend Geduld übte; ich erleichterte mir alle damaligen und späteren Leiden und Beschwerden, und gewann dadurch die Zuneigung der guten Menschen, welche mein nachheriges Glück gründeten.

Das Loch im Strumpf.

Das nachläßige Julchen gab durch ihre Unachtsamkeit, Unreinlichkeit und Unordnung, der darüber oft erzürnten Mutter viele Veranlassung zu nicht geringer Sorge. Frau Hainbach sah gar wohl ein, welchen Nachtheil solche schlimmen Eigenschaften für ein Mädchen nach sich ziehen, und gab sich alle Mühe Julchen zu bessern; allein diese war so leichtsinnig und träge, daß alle Vorstellungen der Mutter nichts fruchteten. Bald hatte sie ein hübsches Kleid befleckt, bald einen Riß in ein feines Halstuch gebracht, bald mußte sie nach ihrem Strickstrumpf, nach einem Buch oder nach einem Handschuh suchen, wenn sie zu Be-

such oder in die Schule gehen wollte, bald bemerkte die Mutter mit Unwillen, daß sich Julchen nicht gewaschen habe, kurz es verging kein Tag, wo sie nicht mit Recht gescholten werden mußte. Schade! denn sie war übrigens ein recht gutes und hübsches Mädchen, und andere Kinder hatten sie gerne zu ihrer Gespielin, ja selbst Erwachsene schenkten ihr Wohlgefallen, wenn sie nur einigermaßen reinlich war.

Ihre Mutter war Wittwe, und besaß kein Vermögen, auch verursachte ihr ein schwächlicher Körper viele Leiden, und ließ ihr einen baldigen Tod vermuthen. Oft machte sie Julchen aufmerksam darauf, und ermahnte dieselbe, desto nachdrücklicher die eingewurzelten Fehler zu bekämpfen; „denn," sagte sie, „nach meinem Tod, der bald erfolgen kann, bist Du genöthigt, Dienste zu nehmen, und wer wird ein unordentliches, unreinli-

ches Mädchen um sich haben mögen? gewiß, Du wirst es bitter bereuen, wenn Du nicht Acht auf Dich gibst, und wirst oft an mich denken, wenn ich lange nicht mehr lebe.“ Julchen trocknete sich die Augen, reichte der Mutter die Hand und versprach ihre Lehren zu befolgen. Doch bald war der Eindruck einer solchen Rede wieder verlöscht, und von Neuem mußte Frau Hainbach ihren Tadel, ihre Ermahnungen wiederholen. Wirklich traf ein, was die gute Frau vorausgesagt hatte; sie starb frühzeitig an einer Entkräftung, und Julchen befand sich in ihrem 14ten Jahre ohne Vermögen, ohne nahe Verwandte, ohne Rath und Hülfe. Eine Freundin ihrer Mutter, Frau Fischer, nahm sich endlich ihrer an.

Sie kam in das Haus derselben, und sollte mit den Kindern gleichen Unterricht und Erziehung erhalten. Anfangs ging

es gut. Des Mädchens Gutmüthigkeit, Lerneifer und Dankbarkeit gewann ihr die Liebe ihrer Wohlthäterin; doch nach und nach bemerkte diese die schlimmen Gewohnheitsfehler Julchens. Man rügte sie zuerst sanft und freundlich, dann ernst und nachdrücklich, doch als nichts half, wurde ihr von der Mutter bedeutet: „daß, da ihre Töchter durch Julchens schädliches Beispiel zu gleichen Fehlern der Nachläßigkeit verleitet werden könnten, würde es die Pflicht gegen diese ihr unmöglich machen, sie länger zu behalten, doch wolle Frau Fischer auf andere Weise für sie sorgen, und einer Putzmacherin, welche ihr als eine brave Frau bekannt wäre, und die eine Nätherin nöthig hätte, zur Gehülfin sie empfehlen.“ Es geschah; — mit Schmerz und Reue verließ Julchen das Haus, wo es ihr so gut ergangen war. Sie mußte sich wegen ihres verlorenen Glücks selbst an-

klagen, und dachte an die Worte ihrer guten verstorbenen Mutter, nahm sich auch ernstlich vor, künftig achtsamer und ordentlicher zu werden. Frau Hagen, so hieß die Putzmacherin, war in der ersten Zeit sehr mit ihr zufrieden. Doch wie schwer wird es, eine böse Gewohnheit abzulegen! sie erlangt immer wieder die Herrschaft über uns, und ehe wir es meinen, liegen wir von Neuem in ihren Fesseln. So ging es auch Julchen. Ihr Anzug wurde wieder nachläßig und unsauber, und bald erschien sie mit unordentlich gehaltenem Haar, bald verlor sie unachtsam ihre Nadeln, Fingerhut und Scheere u. s. w. Unzufrieden damit, ja besorgt, daß Julchens unreinliche Kleidungsstücke die theuern Stoffe, welche Frau Hagen verarbeitete, und ihren zarten Farben Schaden bringen könnten, verwieß diese Julchen ernstlich ihre Untugend, und als dieß keine Aenderung bewirkte,

erhielt das Mädchen abermals ihren Laufzettel. Kummervoll und sich selbst gram, wußte sie nicht, wo sie sich jetzt hinwenden sollte; da las sie in einem öffentlichen Blatte, daß in einem angesehenen Hause ein Stubenmädchen gesucht würde. Sie meldete sich, wurde wegen ihrem hübschen Gesichtchen und höflichen Betragen sogleich angenommen, und trat in ihr neues Verhältniß mit dem festen Vorsatz, sich nicht selbst wieder zu schaden, sondern reinlich zu werden. Mit vieler Mühe und Anstrengung brachte sie es so weit, daß sie ihre Arbeiten zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft verrichtete, und dem Aeussern nach ziemlich ordentlich schien. Der Sohn eines reichen und achtbaren Webermeisters, welcher in jenes Haus arbeitete, sah Julchen, sie gefiel ihm, und er machte ihr den Antrag, ihn zu heirathen. Auch sie fühlte herzliche Neigung zu ihm, und sah schon im Geist ihr

künftiges häusliches Glück gegründet; denn mit Beistimmung ihrer Gebieterin hatte sie ihm ihr freundliches Ja ertheilt.

An einem Sonntag kam er und lud sie ein, mit ihm und seinen Eltern einen Spaziergang auf ein nahes Dorf zu machen. Sie versprach gleich hinzukommen, und eilte in ihr Kämmerchen, um sich anzukleiden. O weh! sie fand kein einziges unbeschädigtes paar Strümpfe; Alle waren zerrissen. Doch besann sich Julchen nicht lange, sie nahm die, welche nur ein kleines Loch hatten, und zog sie an. Eben so ging es mit Handschuh und Halstuch. Erstere waren unsauber und voll gesprengter Nahten, und letzteres lag so unordentlich in der Schublade, daß, ob sie gleich dasselbe, nachdem es gewaschen war, noch nicht angezogen hatte, man doch glauben mußte, sie habe damit im Bett gelegen. So kam sie nun in die Wohnung ihrer künftigen Schwiegereltern;

welche fast bis zur Uebertreibung Ordnung und Nettigkeit liebten und beobachteten. Die Mutter wollte Julchen freundlich begrüßen, trat aber betreten einige Schritte zurück, als sie ihren nachläßigen Anzug bemerkte. Auch in Christian erregte ihr Anblick unangenehme Empfindungen, da bei seiner Erziehung ihm die Gesinnungen der Eltern eingeflößt wurden. Noch mehr betrübte es ihn, als auf dem Spaziergang bei einer nassen Stelle auf dem Wege Julchen ihr Kleid ein wenig in die Höhe hob, und gerade über dem Schuh das nun größer gewordene Loch in ihrem Strumpfe sichtbar wurde. Leise machte die Mutter ihren Sohn aufmerksam darauf, und dieser konnte den ganzen Abend über keine Heiterkeit mehr gewinnen. Am andern Morgen erhielt Julchen durch eine Mittelsperson die Nachricht, daß aus ihrer Verbindung mit Christian nichts werden könne, da die

Eltern ihre vorherrschende Nachläßigkeit bemerkt, und dem Sohne ihre Einwilligung bestimmt versagt hätten. Welche Schmach, welches Leiden für Julchen! „Ach Mutter, Mutter! Du hattest Recht!“ rief sie unter strömenden Thränen und rang die Hände. Doch was half's? ihr Glück war wieder verscherzt. Indessen müssen recht oft die Menschen durch trübe Erfahrungen Einsicht und Stärke gewinnen, ihre Fehler zu beherrschen. Auch bei Julchen wurde das Unglück strenge Lehrerin. Sie nahm es jetzt recht genau mit sich, und besserte sich von Grund aus. Es zeigte sich diese Sinnesänderung auch sehr vortheilhaft bei der Erfüllung aller ihrer Pflichten, und immer zufriedener wurde ihre Herrschaft mit ihr, immer mehr gewann dadurch ihr Aeusseres an Anmuth und Reitz. Nach einigen Jahren wurde sie noch die glückliche Gattin eines Landgeistlichen, der, als er von der Uni-

versität zurückgekommen war, den Kindern im Haus Unterricht gegeben, und das nun recht liebenswürdige Julchen kennen gelernt hatte.

Ihr jetzt günstiges Geschick tief und dankbar erkennend, ging ihr eifriges Bestreben dahin, in ihrem eignen Hause die größte Reinlichkeit und Ordnung zu beobachten, und als sie Mutter wurde, ihre Kinder daran zu gewöhnen, da ihre frühern unglücklichen Erfahrungen sie von der Nothwendigkeit jener Tugenden so nachdrücklich überzeugt hatten.

Der kleine Rechenmeister.

„Bestes Väterchen! schon recht lange hast Du uns nichts mehr erzählt, bitte, bitte, erfreue uns heute mit einer Geschichte!“ Also schmeichelnd sprangen Adolph und Röschen, die Kinder des Kaufmann Bergers, dem eintretenden Vater entgegen, und suchten durch Liebkosungen die Erfüllung ihres Wunsches zu erlangen. Ein freundliches Kopfnicken verhieß ihnen Gewährung; hurtig setzte nun das flinke Röschen Stühle um den runden Tisch, auf dem bei traulichem Kerzenschimmer der dampfende Wasserkessel zum erwärmenden Trank einlud. Adolph brachte Tabak und Pfeife, und nachdem Herr Berger, letztere stopfend, auf

Der kleine Rechenmeister.

dem für ihn bestimmten Lehnsessel Platz genommen hatte, begann er: „Wohlan! ich will Euerm Verlangen entsprechen, aber keine Erdichtung, nein, die Beschreibung meines eigenen Lebens diene mir zur heutigen Unterhaltung mit Euch.“ O das ist herrlich! riefen mit gespannter Erwartung, dem Vater näher rückend, die Kinder, und nachdem die sorgsame Hausfrau, die auch Zuhörerin seyn wollte, ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten geordnet hatte, fuhr ihr Gatte fort:

„Ein kleiner Weiler im Thüringer Walde ist mein Geburtsort. Als ein vaterloser Waise begrüßte ich die Welt, und das erste Kreischen des Neugebornen vermischte sich mit den Jammerthränen meiner unglücklichen Mutter, die ein trauriges Ereigniß schon im zweiten Jahre ihrer Ehe zur Wittwe gemacht hatte. Mein Vater war Holzhauer. Einige Tage vor meinem Erscheinen ar-

beitete er in dem Walde, an einem tiefen Abgrund. Da fiel ihm das Beil aus der Hand. Er bückte sich darnach, verlor das Gleichgewicht, und sein, wenige Schritte von ihm arbeitender Gefährte, der ihm zu Hülfe eilen wollte, sah ihn zerschmettert in der Kluft liegen. — Oft selbst mit Hunger kämpfend, ernährte mich meine Mutter kümmerlich, aber ach! in meinem 6sten Jahre entriß mir auch sie der Tod, und trostlos stand ich bei der geliebten Leiche. Ein Bruder der Verstorbenen, ein Pächter aus einem benachbarten Dorf, der sich mit Liebe des Verlassenen annahm, suchte mich von dem traurigen Anblick zu entfernen und zu bewegen, ihm in seinen Wohnort zu folgen. Hier wurde ich auf's Beste behandelt, die neuen Umgebungen milderten meinen Schmerz, und bald war ich ganz einheimisch. Pächter Erdmann gehörte nicht unter die Bemit-

telten seines Standes: aber er und seine Frau waren biedere, gottesfürchtige Leute. Sie erzogen mich zum Fleiß und zur Rechtlichkeit, ließen mich in die Schule gehen, und zwischen mir und ihren eigenen Kindern wurde durchaus kein Unterschied gemacht. Lange lebte ich in diesem Verhältniß zufrieden. Als jedoch mit dem Tag, an dem ich unter die erwachsenen Christen aufgenommen wurde, auch der Zeitpunkt erschien, wo der Gedanke an seine einstige Bestimmung des Knabens ganze Seele erfüllte, und die kühne Einbildungskraft sich eine glückliche Zukunft erträumte, als vollends einige meiner Gespielen, die Söhne reicher Bauern, einen andern Beruf, als den ihrer Väter wählten, da wurde auch mir das stille Dorf zu enge. Meinem lebhaften Geist genügte der zwar nützliche, doch beschränkte Wirkungskreis des Landmanns nicht mehr. Hochfliegende, mei-

ner Lage widersprechende Wünsche trübten die frühere Harmlosigkeit, und mit jedem Tage wuchs die Begierde, mir Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben. Mit den wenigen Gegenständen des Wissens, die uns gelehrt wurden, war ich schon längst vertraut, und hatte besonders im Rechnen so große Fortschritte gemacht, daß ich selbst meinen Lehrer darinnen übertraf, und im ganzen Dorfe der kleine Rechenmeister genannt wurde. Was half jedoch dieses alles? Dem armen Waisen schien jeder Weg, weiter zu kommen, verschlossen, und mein sehnsüchtiges Verlangen in mir verbergend, suchte ich durch treuen Beistand, den ich meinem Vetter in den Feldarbeiten leistete, die mir erwiesenen Wohlthaten zu vergelten, und meiner Pflicht zu genügen, wenn gleich die Aussicht, mich Zeitlebens in diesem Kreise bewegen zu müssen, immer drückender für mich wurde. In die-

ser

ser traurigen Stimmung verstrich beinahe ein Jahr, da mußte ich meinen Pflegevater, der an einen Gastwirth in N** eine Quantität Gerste verkaufen wollte, auf jener Fahrt dahin begleiten. Der Wirth, der dem Trunk ergeben war, dessen rothes Gesicht, dessen unsicherer Gang von der abermaligen Schwere seines Kopfes zeugten, erhob sich, nachdem wir die goldnen Körner zu dem andern Vorrath des Reichen aufgeschüttet hatten, mühsam von seinem Platz, nahm die Kreide in die Hand, und wollte die Forderung des Verkäufers berechnen. Ob er nun gleich den ganzen Tisch mit Zahlen und Strichen bedeckte, so wurde doch eine falsche Summe von ihm benannt, und ich, der die verwickelte Aufgabe im Stillen schon glücklich gelößt hatte, überzeugte mich, daß durch jenen Irrthum meinem ehrlichen Vetter großes Unrecht geschehen würde. Dazu wollte ich

nun nicht schweigen; ich machte den Betrunkenen darauf aufmerksam, und obgleich mich dieser zornig einen unverständigen Jungen hieß, suchte ich ihn doch durch eine einfache Berechnung die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen. Ein von mir bisher unbeachteter, schon bejahrter Fremde trat auf meine Seite, und der Gastwirth mußte nach meinem Ausspruch die Zahlung leisten. Noch mehrere Bauern waren in derselben Angelegenheit im Zimmer. Jeder verlangte nun von mir die ihm gebührende Summe zu wissen, und jedem wurde sie schnell und richtig von mir berechnet. Der Reisende, dessen geistvolles, braunes Auge die ganze Zeit über forschend auf mir geruht hatte, begann nun: „Deine Fertigkeit im Rechnen hat mich in Erstaunen gesetzt. Du scheinst Talente zu haben: es wäre wirklich Schade, wenn diese nicht ausgebildet und Du zu einem tüchtigen Kauf-

mann erzogen würdest. Sprich, hättest Du Lust dazu? Doch sage mir zuerst, ist einer von diesen Männern Dein Vater? in welchem Verhältniß lebst Du?“ Mit kindlichem Zutrauen, das durch des Mannes Ehrfurcht gebiethendes Ansehen geweckt wurde, machte ich Herrn Emmerich, so hieß der Fremde, mit meinem Schicksal bekannt, rühmte die Mildthätigkeit meiner Pflegeltern, fügte aber hinzu: „Daß nicht Neigung, sondern die Nothwendigkeit mich an die bis jetzt getriebenen Geschäfte feßle, und ich nur durch die zur Ausbildung fehlenden Mittel, in meinem Streben, weiter zu kommen, gehemmt würde.“

„Sinnend hörte mein Gönner mich an, doch bald näherte er sich meinem Vetter, der mich jetzt mit Stolz seinen Zögling nannte, und nachdem Hr. Emmerich mit ihm einige heimliche Worte gewechselt hatte, sagte er, meine Hand ergreifend: „Der wak-

kere Pächter versprach mir, wenn Du mit mir ziehen willst, Dich mir zu überlassen. Bist Du damit einverstanden? Ich lebe in N**; ein angesehenes Handelshaus ist mein Eigenthum, und selbst kinderlos, will ich gerne einen Theil der Segnungen, welche der Himmel mir verlieh, auf Deine Erziehung wenden." So ganz unerwartet an das Ziel meiner heissesten Wünsche gebracht, vermochte ich dem großmüthigen Mann meinen Dank nicht auszudrücken. Doch der Edle, den mein stummes Entzücken genügte, schloß mich liebevoll in seine Arme, und verabredete mit mir, daß ich ihn binnen 8 Tagen, wo er wieder in C** eintreffen würde, hier erwarten sollte. Mit Rührung und Dankbarkeit trennte ich mich von meinen Verwandten. Nun begann die goldene Zeit für mich. Die Liebe meines Wohlthäters in hohem Grad besitzend, genoß ich in dem Gebiete

des mir nöthigen Wissens einen weit umfassenden Unterricht, und erhielt nach vollendeter Lehrzeit, die ich in Emmerichs Handlung zubrachte, ein hinlängliches Kapital und die Erlaubniß, meine kaufmännische Bildung auf Reisen vollenden zu dürfen. Die bedeutendsten Länder Europas hatte ich schon gesehen, und wollte vor meiner Rückkehr nach N** nur noch einige norddeutsche Städte besuchen, da änderte ein Brief, den ich erhielt, meinen Vorsatz. Der Buchhalter Emmerichs meldete mir nemlich, daß sein Prinzipal sehr krank darnieder liege, und mich vor seinem Ende noch zu sehen wünsche; ich eilte nach Hause, und wenige Stunden nach meiner Ankunft vollendete der fromme Greis in meinen Armen. Herr Emmerich hatte mich in seinem Testament als Haupterben ernannt; ich ward Eigenthümer der Handlung desselben, wählte späterhin eure

liebe Mutter zur Gattin, und segne in eurem Kreise noch jetzt das Andenken an meinen edlen Wohlthäter. Meine Verwandten, denen ich mich immerwährend auf vielfache Weise erkenntlich zu bezeigen suche, sollt ihr nächstens kennen lernen, denn wenn es die Umstände erlauben, so sei euch künftiges Frühjahr eine Reise in die Heimath eures Vaters versprochen." Eine herzliche Umarmung von Gattin und Kindern dankte Herrn Berger für diese Zusicherung, so wie für die Mittheilung seiner interessanten Geschichte.

Adolph, der bisher keine Lust zum Lernen gezeigt, und, trotz den Ermahnungen der Eltern, jede Anstrengung des Geistes gescheut hatte, sprach: „Mein Vater! Dein Beispiel ist mir ein Beweiß, daß nur Fleiß und Geschicklichkeit unsere Glückseligkeit gründen. Ja, ich will Dir nachahmen, und durch treue

Anwendung meiner Fähigkeiten Deiner würdig zu werden suchen.“ —

Der Weinstock.

In einem freundlichen Dörfchen des Königreichs Preussens hatte der alte Unteroffizier Rüdinger sich eine kleine Besitzung gekauft, und beschloß, hier den Rest seines Lebens hinzubringen. Er war unverheirathet, und besaß ein kleines Vermögen. Ein Glück für ihn, da er aus einem Feldzug mit ei-

ner schlecht geheilten Kopfwunde zurückkam, und sich zu den Invaliden zählen mußte.

Vor Kurzem nahm er den Sohn eines verstorbenen Bruders zu sich, und mit der Erziehung des 10jährigen Knabens beschäftigte sich nun der wackere Alte, hing mit zärtlicher Liebe an dem muntern und gutmüthigen Benno, und dieser bestrebte sich, dem treuen, freundlichen Oheim alle Wünsche aus den Augen zu lesen. Rüdinger war selbst nicht ohne Kenntnisse, welche er jenem mittheilte, und wo diese nicht zureichten, half der verständige, wirklich gebildete Schullehrer Liebmann nach. Benno erhielt also eine recht gute Leitung, sowohl auf der Bahn des ersten Wissens, als auch auf dem Weg christlicher Tugenden. Besonsonders schloß sich sein weiches Herz ganz den schönen Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit für den liebevollen Freund

seiner Jugend auf, und um keinen Preis würde er gegen die Lehren und Ermahnungen desselben wissentlich gehandelt haben. Seine größte Freude war, irgend einen stillen, oder nur leise gehegten Wunsch des guten Vetters zu erfüllen. An einem Herbstabend wandelte dieser in lehrreicher Unterhaltung mit Benno auf der Strasse vor seinem Häuschen auf und nieder. Endlich blieb er stehen, sah lange unverwandt hin, und sagte nach einer Pause: „Wie schön wäre es, wenn ein Weinstock sich hier an der Vorderseite unserer Wohnung hinaufzöge! Die grünen Ranken würden hübsch zu dem freundlichen Anstrich derselben passen. Auch wäre die Lage gegen Mittag vortheilhaft. Die Trauben könnten hier recht gut reifen, und wie wohlthätig wäre es für meine kranken Augen, wenn unsere Fensterchen im hohen Sommer dichtes Weinlaub beschattete. Daß auch in unserer Gegend

faſt gar kein Wein gebaut wird!“ fuhr er, faſt ärgerlich, fort. „Ich wüßte kaum, woher ich die Reiſer ohne großen Koſten-aufwand bekommen könnte.“

Benno horchte hoch auf, und lebhaft entſtand in des Knaben Seele die Begierde, des Vetters Sehnſucht zu befriedigen. Er fragte theilnehmend: „Weißt Du denn Niemand, der Dir einen Weinſtock verſchaffen könnte?“ O wären wir in Frankreich! rief der Korporal, und die Erinnerung an ſeine Feldzüge trieb das Blut ihm in die Wange. Mit Begeiſterung erzählte er nun dem Knaben manches von ſeinen ausgeſtandenen Strapazen im Kriege, als auch von vielen angenehmen Erfahrungen, welche er zu machen Gelegenheit hatte. So erwähnte er eines Freundes im ſüdlichen Frankreich, der einen ſchönen Weinberg beſaß, und ihn, als er bei demſelben im Quartier lag, brüderlich be-

handelt, und recht viel Gutes erzeigt hatte. „Da floß edler Wein über diese Lippen,“ setzte er am Schlusse hinzu, und strich das Knebelbärtchen mit so viel Wohlbehagen, als genöße er jetzt den köstlichen Traubensaft. Benno erforschte den Namen, Stand und Aufenthaltsort des erwähnten Freundes, und — sein Entschluß war gefaßt. Am andern Morgen nach der Schule trat er bescheiden zu dem freundlichen Lehrer, und bat um ein besonderes Gehör. Dieser nahm ihn mit in sein Wohnzimmer, und der Knabe begann: „Ich bitte Sie um Ihren Beistand zu einem großen Unternehmen.“ — Und das wäre? — fragte Liebmann gespannt. „Ich will nach Frankreich einen Brief senden, und da sollen Sie so gut seyn, und mir sagen, wie ich es anzufangen habe,“ lautete die Antwort. Bist Du klug? — nach Frankreich schreiben? erwiederte Jener; und Benno erzählte

seine gestrige Unterhaltung mit dem Vetter Rüdinger, und wie er entschlossen sei, den Freund desselben um Weinstock-Reiser zu bitten, die er um die Wohnung seines Wohlthäters pflanzen wollte. Liebmann klopfte den Knaben lächelnd auf die Schulter, und sagte: „Lieber Junge! das ist ein weit aussehender Plan; den mußt Du aufgeben. Bedenke die weite Entfernung — Brief und Reiser würden Dich theuer zu stehen kommen.“ Benno traten Thränen in die Augen. Er hatte es sich so schön gedacht, seinen Vetter auf so freudige Art zu überraschen. Der Lehrer bemerkte seine Traurigkeit, und äusserte tröstend: „Du kannst weit leichter zu Deinem schönen Zweck gelangen.“ Und wie, fragte Benno lebhaft. Liebmann fuhr fort: „Ohngefähr eine Stunde von hier wohnt ein Edelmann, der in seinem Garten herrlichen Wein baut, vielleicht könnten wir von da welchen

beziehen.“ O, ich will mich gleich auf den Weg machen, sagte der feurige Knabe, und wirklich statt nach Haus zu gehen, wanderte er mit schnellen Schritten dem bezeichneten Landsitz zu. Der Besitzer war gerade in seinem Garten, und betrachtete sehr erfreut die vollen süßen Trauben, mit denen seine Weinstöcke prangten. Benno blieb schüchtern in der Entfernung stehen, mit glühend rothen Wangen den Blick auf das in der Hand haltende Käppchen gesenkt. Der Edelmann bemerkte ihn, ging auf ihn zu, und fragte gütig: „Was willst Du lieber Kleiner?“ Ermuthigt durch die freundliche Miene des Barons, brachte Benno sein Anliegen vor. Seine Bewegung, in die er gerieth, als er des guten Vetters erwähnte, das Feuer, das bei der Vorstellung der Freude, welche dieser über einen Weinstock haben würde, in seinen Augen glühte, dies Alles ge-

wann ihm des Edelmanns Herz und Liebe. Er versprach ihm nicht nur nächstes Frühjahr, ehe der Saft in die Reben tritt, Reiser von seinen besten Weinstöcken, sondern er machte ihm auch den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, er wolle väterlich für sein Glück sorgen. Doch dazu war Benno nicht zu bewegen, er küßte aber Herrn von Helmenrode für die Versicherung, Weinreben zu erhalten, recht dankbar die Hand, und trat dann eilig den Rückweg an. Rüdinger war indessen sehr besorgt, als sein Neffe nach der Schule nicht nach Hause kam. Er ging selbst zum Lehrer, und erfuhr nun, was jener geäussert und gethan hatte. Mit nassem Blick sah der Alte gen Himmel, und erflehte Segen für den guten Sohn; und als er zurückkam, schloß er ihn innig in seine Arme, und gab ihm die zärtlichsten Namen.

Der Winter verstrich; kaum war das Eis geschmolzen und die Wege einigermassen gangbar, so wanderte Benno zu jenem Edelmann, und erinnerte ihn an sein Versprechen. Bereitwillig ließ dieser durch seinen Gärtner von den besten Arten seiner Trauben Ableger nehmen, während er sich mit Benno unterhielt. Er erfuhr von ihm, daß er Lust habe, zu studieren, und gab ihm die liebreiche Zusage: daß, sollte sein Pflegevater sterben, oder nicht im Stande seyn, hinlänglich für ihn zu sorgen, so dürfte er sich in allen Fällen vertrauungsvoll an ihn wenden. Mit Reben reich beladen, und dadurch unaussprechlich froh, kehrte Benno nach Hause, nachdem er auch vom Gärtner unterrichtet war, wie er dieselben behandeln müsse, was er nachher treu befolgte.

Welche Freude! schon in diesem Sommer rankten sie sich

bis zur Hälfte der kleinen Wohnung hinauf, und im dritten Jahre war sie ganz damit bedeckt, und seltne Arten der süßesten Trauben reiften an denselben. Dieser schöne Anblick, und die köstlichen Früchte, labten sowohl des Greises Auge und Gaumen, als auch sein Herz bei der Vorstellung: Alles das hast du deinem Benno zu danken! und dieser empfand die reinste Wonne bei der Wahrnehmung der Freude seines väterlichen Freundes, und des vom Himmel sichtbar gesegneten Gedeihens seines Unternehmens. Aber Benno zählte jetzt 15 Jahre. Ein Alter, wo er sich zu einer Wahl seines künftigen Berufs entschließen mußte. Wollte er seiner Neigung folgen und studieren, so war eine Trennung von seinem Oheim jetzt schon unvermeidlich, denn nach der Aussage des Schullehrers war es hohe Zeit, sich auf irgend eine Vorbereitungsschule zu begeben, und — den

nun sehr gebrechlichen Alten fremder Pflege zu überlassen — wie traurig schien dieß dem Jüngling! wie kämpfte es in seiner Seele! — Rüdinger'n entging es nicht. An einem Abend saß er mit Benno auf der steinernen Ruhebank, welche er sich seiner Wohnung gegenüber unter einem schattigen Nußbaum hatte setzen lassen, um den schönen grünen Vorhang, mit dem das Weinlaub die vordere Seite seines Häusdchens bedeckte, oft im Auge zu haben, und sich daran ergötzen zu können. Es war ein ruhiger milder Herbstabend; gerade so wie damals, als Rüdinger den Wunsch, einen Weinstock zu haben, äusserte. Der Alte schien mit Anstrengung eine hervorbrechende Rührung zu verarbeiten, und saß lange still an Benno's Seite. Endlich begann er: „Mein Sohn, wir müssen uns trennen!" Der Jüngling erschrack, daß er bleich wurde, und erwiederte bebend: „Ach,

warum denn, lieber Vetter? habe ich Etwas verbrochen, für das Du mich so strafen willst?“ Nicht doch, erwiederte Jener, ich will ja Dein Glück mit Aufopferung des meinigen erkaufen. Schon lange weiß ich es, welchen Wunsch Du für die Zukunft hegst. Diesen zu erreichen gebietet mir die eiserne Nothwendigkeit, Dich von mir zu lassen. Du mußt in die Stadt, auf die Schule; und ich — ich Benno! will dann meine wehmüthige Freude alleine hier auf diesem Stein suchen. Hier werde ich sitzen, so oft es möglich ist, und der Weinstock wird mir immer zuwinken: „Deinem Benno zu lieb, der mich pflanzte, und Dich dadurch, so wie durch sein ganzes Betragen, immer nur erfreute, nie betrübte, bist Du nun einsam, ertrag es männlich Du Greis, und freue Dich des Jünglings Glück!“ Tief gerührt sank Benno vor ihm auf die Kniee nieder. Der Alte legte

segnend die Hand auf sein Haupt, und sein leises Flehen für Benno's fernere Wohlfahrt stieg gen Himmel. — Nun wurde Liebmann gerufen, und mit dessen Beistand und Rath kam die Sache bald ins Reine und Benno nahm, im Innersten erschüttert, von seinem geliebten Pflegervater Abschied, empfahl ihn dringend einer treuen Magd, welche mehrere Jahre bei ihm in Dienst war, und riß sich endlich mit tiefem Schmerzgefühl von ihm los. Rüdinger hatte, ausser dem eignen Häuschen, noch ein Kapital bei einem Kaufmanne in der Stadt stehen. Auf die Zinsen desselben war Benno angewiesen. Er lebte aber so sparsam, daß er sie nicht verbrauchte, und bei seinen öfters wiederholten Besuchen, welche immer den höchsten Genuß dem biedern Vetter gewährten, das Ersparte mitbrachte. Doch ach! jener Kaufmann kam in Verfall, und das ganze Vermögen des

armen Rüdingers war verloren. Wer beschreibt seinen, wer des Neffen Jammer? Benno eilte, sobald er konnte, zu dem gebeugten Alten. Weinend schloß ihn dieser in die Arme. Doch nach einer Weile sagte er gefaßt: „Du kannst dennoch Deine Studien fortsetzen, ich habe meine kleine Besitzung vortheilhaft an unsern Nachbar verkauft und ein kleines Stübchen bei dem wackern Klaus gemiethet, das erlößte Kapital ist Dein, Du darfst es zu Deiner Ausbildung verwenden, ich brauche wenig. Nur der Weinstock hat mir mein Häuschen lieb gemacht, und von diesem trenn' ich mich mit Schmerz. Jedoch der Sitz auf jenem Stein wird mir vergönnt seyn, und so bleibt mir wenigstens der liebe Anblick.“ Benno's Herz blutete bei dieser Erzählung. „Nimmer, nimmermehr! guter Oheim!“ rief er aus, „das kann ich nicht zugeben, und müßte ich, statt ein Geistli-

cher, ein Taglöhner werden. O hättest Du doch nicht so rasch gehandelt! ich würde vielleicht Mittel gefunden haben, Dir und mir zu helfen.“ Während er so sprach, trat das Bild des edlen Mannes vor seine Seele, wie dieser einst so gütig ihm zusagte, in jeder Verlegenheit ihm freundlich beizustehn. Ein Strahl der Hoffnung durchblitzte des Jünglings trauernde Seele. Doch verschwieg er, was er sich zu thun vorgenommen hatte. Unter dem Vorwand, wieder in die Stadt zurück zu kehren, nahm Benno den Weg nach jenem Schloß. Herr von Helmenrode erkannte in dem nun herangewachsenen schlanken Jüngling den kleinen vollwangigen Benno nicht mehr. Doch bald erinnerten ihn dessen Aeusserungen an den guten dankbaren Pflegsohn des Invaliden. Helmenrode hatte sich nicht verändert. So gütig wie damals hörte er Benno an, und mit tiefer Rührung

versprach er Hülfe. Doch wollte er den wackern Rüdinger selbst kennen lernen. Aber der Jüngling hatte bei seiner Mittheilung dem Baron auch das zarte Ehrgefühl des Greisen geschildert, und wie wenig er den Gedanken würde ertragen können, daß Benno bei dem Edelmann um Unterstützung gebeten habe. „Ja,“ setzte er ängstlich hinzu, „ich weiß noch nicht, wie ich meinen gewagten Schritt ihm beruhigend darstellen kann.“ Helmenrode erwiederte lächelnd: „ein militärischer Charakterzug! wir wollen schon mit dem guten Alten fertig werden. Ich war auch Offizier, und verstehe ehrliebende Soldaten zu behandeln.“ Noch am nemlichen Tag, nachdem der Edelmann Benno an seinem Tisch hatte mitessen lassen, dabei seine Kenntnisse und seinen Charakter noch mehr geprüft, und zu seiner Zufriedenheit bewährt gefunden hatte, gingen beide nach dem Wohnort Rüdin-

gers. Helmenrode gab vor, Benno in der Stadt getroffen, und von ihm das herrliche Gedeihen des Weinstocks, dessen Ableger aus seinem Garten stammten, erfahren zu haben, und daß er wünsche, sich davon selbst zu überzeugen. Rüdinger empfing freundlich, doch wehmüthig, den Fremden, und desselben Zutrauen erregendes Wesen entlockte ihm bald das schmerzliche Bekenntniß, wie er durch einen Verkauf genöthigt sei, sich von seinem lieben Eigenthum zu trennen. Scheinbar gleichgültig ging Helmenrode darüber weg, und führte den Alten auf seine militärische Laufbahn zurück. Mit jugendlichem Feuer erzählte dieser von den Schlachten, denen er beigewohnt, und von den Siegen, die er mitgefeiert hatte. „Wie kommt es aber, braver Kamerad, daß Sie nicht weiter als bis zum Feldwebel gestiegen sind?“ fragte der Edelmann. „Ach, ein kleines Handgemenge

machte auf einmal meinen militärischen Fortschritten ein Ende. Ein junger hitziger Offizier kam, nachdem ein bedeutendes Treffen schon vorüber war, noch in ein Gefecht mit vier feindlichen Jägern. Er hatte zu weit die fliehende Parthei verfolgt, und schlug sich nun muthig mit jenen herum. Ich sahe es, und kam ihm zu Hülfe, erhielt aber dabei eine schwere Kopfwunde, die mich zum Dienst untauglich machte; ich war genöthigt meinen Abschied zu nehmen, und hätte Almosen suchen müssen, wäre ich nicht von einem entfernten Vetter zum Erben eingesetzt worden; von dessen Nachlaß ich mir diese Besitzung kaufte, und das Uebrige einem Kaufmanne anvertraute, der, ach! durch seinen Fall, jetzt auch den Meinigen nach sich zog." In äusserster Spannung hörte Helmenrode zu, dann fiel er dem Alten um den Hals und sagte: „O welche Freude für mich! meinen

Retter gefunden zu haben. Gottlob, Gottlob! nun kann ich vergelten, und will es gewiß, so gut ich kann!“ Oheim und Neffe erstaunten bei dieser lebhaften Aeusserung, und der Edelmann fuhr fort: „Ich war der Lieutenant, dem Du, wackerer Kamerad! das Leben gerettet hast. Denn mit Deiner Hülfe wurden meine Feinde theils getödtet, theils in die Flucht geschlagen, und den Hieb, der mir den Tod geben sollte, fingst Du auf, ich aber erhielt einen Schuß in die Schulter. Eine starke Verblutung benahm mir das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich verbunden in einem gastfreundlichen Bürgerhause. Nach meiner Herstellung erkundigte ich mich oft und genau nach dem Braven, der damals zu meiner Rettung herbei eilte; doch Niemand wußte mir ihn zu nennen. So mußte ich das Verlangen meines Herzens, ihm danken zu kön-

nen, unterdrücken. Oft aber, und auch noch in spätern Jahren, wo ich nach einer ehrenvollen Entlassung aus dem Militärdienst, im Schoos der Häuslichkeit und Natur, ein glückliches Leben führe, gedachte ich des muthvollen und treuen Kamerads, ohne dessen Beistand ich niedergemetzelt worden wäre, mit Dank und Segen. Nun komm, edler Freund, und genieße mit Deinem Geretteten von seinen Gütern; ich bin ja Dein großer Schuldner, und habe viel, viel abzutragen."

Andächtig faltete der Alte seine Hände, und sagte: „Wunderbar sind die Wege der Vorsehung!" dann willigte er freudig ein, mit dem Baron zu ziehen, wo er, nahe am Schlosse, in einem eben so freundlichen Häuschen, als das Seinige war, seine reiche Versorgung, mit allen Nothwendigkeiten des Lebens erhielt. Was aber Geist und Herz begehrte, fand er in der

vielseitigen und herzlichen Unterhaltung des Edelmanns und seiner Familie. Denn theils war Rüdinger selbst viel im Schloß, theils war öfters eines von den muntern und gutherzigen Kindern des Barons bei ihm, denn sie und die würdige Mutter ehrten in dem guten Alten den Retter des vielgeliebten Gatten und Vaters.

Benno studierte mit Eifer und Fleiß, und Helmenrode bestritt die Kosten seiner Ausbildung. Rüdinger erlebte noch die Freude, daß sein geliebter Pflegesohn von dem Edelmann die Pfarre in dessen Dorf erhielt, und ein brauchbarer, hochgeachteter Mann wurde. Auch genoß er noch süße Trauben von dem Weinstock, den Benno um seine neue Wohnung, so bald er sie bezog, gepflanzt hatte, und der eben so schnell und schön emporwuchs, wie der in jenem Dorfe. Denn Gott seg-

net die Unternehmungen dankbarer Kinder für ihre Eltern und Pflegeltern mit sichtlichem Gedeihen, und läßt es ihnen wohlgehen hier und dort. —

Der Tadel der Menschen.

Betty war ein leichtsinniges Mädchen, ihr war es einerlei, ob Eltern und Lehrer sie tadelten oder lobten, und um das Urtheil Anderer kümmerte sie sich nun vollends gar nicht. Diese Gleichgültigkeit war ein großes Hinderniß ihrer Veredlung, denn kein erlaubtes Ehrgefühl, kein Streben, weiter zu

kommen, leitete ihr Thun; sie lebte und handelte, wie es ihr Neigung und Stimmung eingab. Von Natur gehörte sie zwar zu den gutmüthigen Kindern, und die Absicht ihrer Handlungen war größtentheils rein. Nur bei der Art und Weise ihrer Ausübung verfehlte sie sich häufig gegen den Anstand und gegen die nöthigen Rücksichten auf Andere, tröstete sich aber sehr leicht über die Mißbilligung der Menschen.

Ganz das Gegentheil von der 14jährigen Betty wär die um 2 Jahre jüngere Schwester Albertine. Diese nahm ängstlich Bedacht auf Alles, was dem guten Ruf schaden, was ihr den Beifall oder das Mißfallen der Ihrigen, so wie auch fremder Personen zuziehen konnte. „Du bist eine rechte Thörin!“ sagte oft spottend Betty zu ihr. „Du versagst Dir so viel, was doch im Grunde nicht unerlaubt ist, und was oft nur die

Laune unsers Mütterchen verwirft; Du richtest Dich nach den Einfällen unsers gestrengen Herrn Magisters mit lächerlicher Pünktlichkeit und — noch mehr! — Du fragst immer besorgt: Was werden die Leute zu diesem oder jenem sagen? — Mein Himmel, da hätte ich viel zu thun, nein, über alles dieß setze ich mich lustig hinweg. Ich hüte mich vor wahrhaft bösen Thaten, und dann laß ich unbekümmert Jeden an meinem Thun und Treiben mustern und tadeln, und über mich schreien und schmähen, so viel es beliebt." Mit diesen Worten schlug sie ein Schnippchen mit den Fingern und wiederholte trällernd die in der letzten Tanzstunde gelernten schottischen Pas. „O das ist nicht genug, Schwesterchen!" warf ihr Albertine ein. „Erstlich, was den Tadel der Eltern und Lehrer betrifft, bin ich fest überzeugt, daß ihre reifere Erfahrung uns zu Hülfe kommen

muß, und es ist verwerflicher Eigendünkel, wenn wir uns ihnen an Einsicht gleich, ja vielleicht gar über sie erhaben stellen wollen, wie Du Dich öfters erkühnst, und andere Menschen können uns nur nach der äussern Seite beurtheilen, daher sollen wir auch den bösen Schein meiden; und wahrhaftig, man kann auch durch kleine Fehler Andern wehe thun, und uns schaden." Lachend erwiederte Betty: „Wahrhaftig! Du bist eine gewaltige Philosophin! bei Dir kann die Mutter das Schulgeld ersparen, und auch für mich; denn warum soll ich weiter gehen, wenn ich so viel bei Dir lernen kann?" Gelassen erwiederte Albertine: „Spotte nur, wir wollen sehen, wer das beste Theil erwählt hat." —

Beide Schwestern gingen an einem schönen Sommertag spazieren. Auf dem Wege begegnete ihnen ein armer alter

Mann. Mitleidig beschenkten ihn die Mädchen, doch auf sehr verschiedene Weise. Betty warf eine kleine Scheidemünze in seinen Hut; Albertine drückte ihm ein 2 Groschenstück schnell und heimlich in die Hand. Zwei bürgerliche Frauen gingen gerade an ihnen vorbei, gaben dem Greis auch ein Almosen, und schritten dann rasch vorwärts. Die Mädchen holten sie jedoch bald wieder ein, und waren ihnen unbemerkt nun so nahe, um, was sie sprachen, vernehmen zu können. Die Eine sagte: „Hast Du gesehen, wie versteckt das eine Mädchen, und wie offen das Andere so eben beim Ausspenden ihrer Gabe sich betrugen?“ Ja wohl, antwortete das zweite Frauenzimmer, die Kleine mochte sich wohl vor uns geschämt haben, nur einen Pfennig (denn mehr war es gewiß nicht, was die Größere in den Hut warf) zu geben, daher steckte sie ihr Schärflein heimlich in die

Hand

Hand des Armen. „Das ist eine falsche Scham," versetzte jene wieder; „es kommt ja nicht darauf an, was man gibt, sondern wie man gibt."

Jetzt kam ein Seitenweg, in welchen Betty und Albertine einbogen, und sich von den Frauen trennten. Letztere senkte trüb das Köpfchen zur Erde. „Ist es wahr," fragte Betty, „hast Du auch nur einen Pfennig dem Bettler gegeben, und ist das Urtheil der Frauen richtig?" Nein, antwortete Albertine halb leise, ich gab mehr, aber aus einem ganz andern Grund suchte ich es zu verbergen. „Ich errathe ihn, Schwesterchen!" erwiederte Betty, „Du wolltest mich nicht beschämen; ich danke Dir für diese Schonung," setzte sie hinzu, und drückte herzlich die Hand Albertinens. „Aber Du Arme wurdest jetzt so bitter verkannt, und warst doch so edel! Siehst Du wohl,

wie unzuverläßig der Menschen Urtheil ist; und doch soll ich mich darnach bequemen? Nimmermehr!" Laß gut seyn, Betty! versetzte Albertine, ich habe mich schon wieder darüber beruhigt, und der kleine Irrthum kann mich noch nicht überzeugen, daß die Meinung, welche die Welt von uns hegt, keinen Werth habe. Im Gegentheil sagte mir mein Schmerz darüber, wie wichtig sie mir sei, und bestätigte in mir den Entschluß, mich wenigstens recht vorsichtig vor eigener Schuld dabei zu hüten. Sie kamen nun an einen öffentlichen Lustort, wohin die Eltern schon vorausgegangen waren, und sie wegen Unterrichtsstunden später nachfolgten. Es war Kirmeß in diesem Dorf, und die Mädchen belustigten sich recht im Freien; auch gewährte ihnen die Beschauung der Tischchen der Verkäufer, welche Naschwerk, Spielzeug, auch kleine Putzgegenstände feil boten, Vergnügen.

Die Sonne hatte sich unter Wolken verborgen, Betty und Albertine fanden ihre Strohhüte überflüssig, und letztere erbot sich dienstfertig, sie ins Haus zu tragen. In ihrer Abwesenheit stand eben Betty in der Nähe einer Kuchenbäckerin, als jene Frauen, die ihnen vorhin begegnet waren, sich wieder näherten. „Warte," dachte das muthwillige Mädchen, „ich will das Unrecht, welches meine gute Schwester von Euch erdulden mußte, rächen, und Euch recht zum Besten haben."

Sie trat zu dem reichbeladenen Tisch, und kaufte, was sie in ihr Körbchen bringen konnte. „Das soll mir gut schmecken!" rief sie so laut, daß es alle Anwesende hören konnten; „und nun will ich mir auch von jenem Konditor allerlei Süsses kaufen," setzte sie hinzu. „Ei, die würde besser gethan haben, wenn sie dem Bettler unterwegs mehr gegeben hätte, so würde

N 2

sie jetzt nicht so viel Geld vernaschen können," hörte sie die Weiber sagen. Sie ging laut lachend weg, und vertheilte unter die Kinder des Dorfs das Gekaufte. Dann kam sie mit triumphirender Miene zu Albertinen, und erzählte ihr den Spaß, welchen sie sich bereitet hatte, und der sie gewaltig belustigte. Sie sagte: „O wie habe ich die armen kurzsichtigen Menschen und vorzüglich die einfältigen Weiber, welche Dir durch ihr falsches Urtheil wehe thaten, wieder dafür getäuscht. Du kannst nicht glauben, Schwesterchen, wie die Leute mich mit großen Augen anschauten. Es war zum Todtlachen." Mir ist dieß nicht lächerlich, erwiederte Albertine betrübt; ja ich müßte Dich nicht so schwesterlich lieben, als es wirklich der Fall ist, wenn mich nicht im Geist die unangenehmen Folgen Deines leichtsinnigen Verachtens der Urtheile der Menschen ängstigen sollten. „Ach,"

versetzte Betty, „ich habe leichteres Blut als Du, mich ficht dieß nicht an!“ Doch fast wurde es dem unbesonnenen Mädchen unheimlich zu Muth, als sie wieder ins Wirths-Zimmer kam, wo mehrere Personen, welche sie Kuchen kaufen sahen, sich nun befanden, und bei ihrem Anblick die Köpfe zusammensteckten, heimlich flüsterten, ja fast mit Fingern auf sie deuteten. Den Eltern fiel es auf, und eine Freundin ihrer Mutter nahm diese bei Seite, und vertraute ihr besorgt und theilnehmend, was sie von Bettys Betragen erfahren hatte. Der Vater kam dazu, hörte es, und verstimmt erzürnt rief er sogleich zum Aufbruch. Unterwegs, noch mehr aber zu Hause, hatte Betty ein strenges Examen zu bestehen, und ihre Entschuldigung, „daß sie nur zum Schein so viel Kuchen gekauft, die armen Kinder damit beschenkt, und selbst nichts davon genossen habe,“ konnte

sie kaum vor einer schweren Strafe sichern. Ihre Absicht, vor den Augen der Menschen unmoralisch zu erscheinen, hielten die Eltern mit Recht für tadelnswürdig genug, und schwer erhielt sie Verzeihung. Ja, der Unwille Jener erwachte von Neuem, als das Mädchen und ihr Benehmen an dem Lustort der Gegenstand des mißbilligenden Stadtgesprächs wurde. Wo sie ging, wo sie erschien, wurde sie mit bedeutenden Blicken betrachtet, oder mit dem Ausruf: „Da ist die Näscherin!" gekränkt, oder ganz verächtlich und nachläßig behandelt. Nach und nach brachten diese bittern Erfahrungen Betty zu ernstem Nachdenken, zu besserer Einsicht und zu guten Entschlüssen; und wehmüthig kam sie endlich zur Mutter, bat mit heißen Thränen um Verzeihung, um Liebe und um guten Rath; „denn," sagte sie, „wie ist es möglich, sich vor dem Tadel der Menschen zu be-

wahren! Albertine ist so gut, und neulich wurde sie doch falsch beurtheilt! und oft, oft hörte ich in Gesellschaften andere Schuldlose hart und irrig verdammen. Dieß ärgerte mich, und ich nahm mir vor, recht gleichgültig gegen die Meinung Anderer zu werden. Ich hielt es auch, bis ich, ach, zu schwer dafür bestraft wurde.“ Die Mutter schloß die Reuige in ihre Arme und erwiederte: „Gottlob, daß Du von Deinem Irrthum zurückgekommen bist, ich verzeihe Dir und theile Dir gerne meinen mütterlichen Rath, meine Grundsätze und Ueberzeugungen mit. Vor den Angriffen neidischer oder schadenfroher Menschen ist Niemand sicher; doch über ihre Nachrede muß uns das Bewußtseyn unserer Unschuld erheben und trösten. Schwache, welche uns bei unserer Handlungsweise nicht verstehen können, und daher über uns falsch richten, müssen wir bedauern; auch dürfen wir nicht,

einem Rohr im Winde gleich, nach jedes Menschen Einfällen, unser Betragen immer verändern, dieß wäre charakterlos und wankelmüthig; auch wäre es eine unerreichbare Aufgabe, es Jedem recht zu machen. Aber sorgfältig müssen wir uns hüten, mein Kind, die Guten und Redlichen muthwillig über unser besseres Selbst irre zu leiten. Glaube mir übrigens, je fester wir den Weg der Tugend und Wahrheit wandeln, je weniger kann uns die Verläumdung antasten, und wir die Achtung aller Menschen verlieren. Dieß laß Dir gesagt seyn, liebe Betty, und gib Dir Mühe, Dich selbst und Andere mit Dir auszusöhnen." Das Mädchen versprach über sich zu wachen, und ein Leben voll schöner, guter Handlungen, ein vorsichtiges Wandeln auf der Bahn der Pflicht, löschte die Fehler ihres jugendlichen Leichtsinns aus, und innerer

Friede, so wie das äussere Glück eines guten Ruf's, belohnten sie dafür.

Ungehorsam macht unglücklich.

„Mütterchen! ich möchte wohl auch Schlitten fahren;" so sprach Heinrich, der achtjährige Sohn des Amtmanns Stiller, und blickte unverwandt durch das Fenster nach dem nahen Teiche, auf welchem er die Dorfsjugend versammelt, und sich auf dem Eise belustigen sah. Aus Furcht, daß dieß Vergnügen ihrem Liebling, der bei seinem heutigen Erwachen Halsschmerzen

geklagt hatte, schaden könnte, verweigerte die besorgte Mutter Anfangs die Erfüllung seines Wunsches. Allein er bestand mit Ungestüm auf seiner Forderung, und die Mittel, durch welche er schon öfters seinen Willen durchgesetzt hatte, erprobte er aufs Neue. Heftig schrie er: „Aber, warum darf ich denn nicht hinunter? es ist doch so schön, und ich bin schon wieder gesund!" Er weinte und tobte immer stärker; Frau Stiller gab endlich nach, und bald tummelte sich der lebhafte Junge unter seinen Gefährten herum.

Heinrich war ein widerspenstiger Knabe, nie leistete er, wie doch gute Kinder immer thun sollten, den Wünschen seiner Eltern unbedingten Gehorsam. Von Jedem ihrer Verbote wollte er den Grund wissen, und wurde ihm dieser nicht genannt, oder derselbe vom Eigensinnigen nicht triftig gefunden, so be-

harrte er auf oben erwähnte Weise auf seinem Verlangen. Wurde auch zuweilen ein solcher Auftritt durch scharfe Züchtigung des strengeren Vaters geendigt, so fruchtete dieß nicht viel, denn des Amtmanns ausgebreitete Geschäfte, die seine öftere Entfernung vom Hause veranlaßten, ließen ihm der Erziehung seines Sohnes wenig Zeit widmen, und der schwachen Mutter thörigte Liebe zu ihrem Kinde vereitelten jedesmal seine bessere Maßregeln. Selten noch hatte Heinrich die nachtheiligen Folgen seiner thörichten Handlungsweise empfunden, wodurch er immer mehr in seinen Fehlern bestärkt wurde; doch die Strafe blieb nicht aus, und lebenslang mußte er für seinen Ungehorsam büßen.

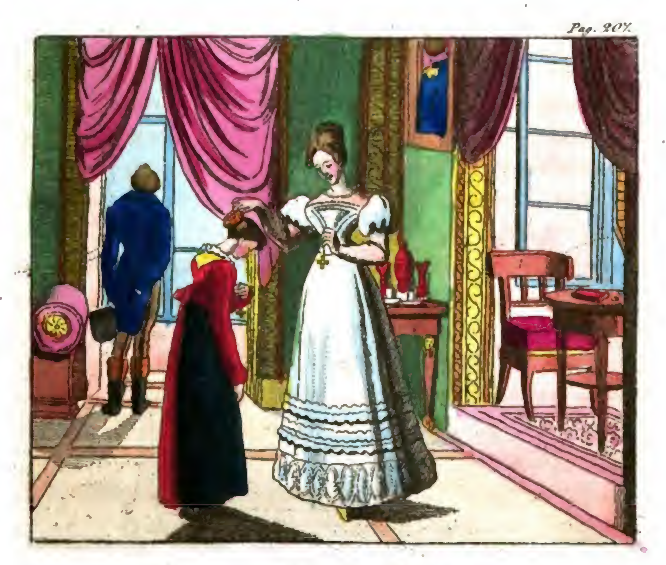
Frau Stiller hatte richtig vorher gesehen, durch die Erkältung hatten sich Heinrichs Schmerzen vermehrt, und ein Fie-

ber gesellte sich dazu. Ein schweißtreibendes Mittel sollte nach der Meinung der erfahrnen Mutter das Uebel heben. Sie wandte es an, und suchte durch Erzählungen, durch die angenehmsten Unterhaltungen, die nur Mutterliebe ersinnen kann, den Kleinen im Bette zu erhalten. Es gelang ihr auch. Mit seinen Lieblingsspielen beschäftigt, schien Heinrich das Lästige seiner Lage weniger zu empfinden, und schon zeigte sich die beste Wirkung der Arznei. Da kam der Bote aus der Stadt, der für die Amtmännin die nöthigen Bedürfnisse der Wirthschaft, und für den Knaben manche erfreuliche Spende von der guten Großmutter mitbrachte. Um die Sachen in Empfang zu nehmen, mußte sich nun Frau Stiller auf einige Minuten von dem Kranken entfernen. Sie empfahl diesem ruhig liegen zu bleiben, und versprach die für ihn bestimmten Gegenstände sogleich ihm

zu überbringen. — Doch der Bote hatte dießmal so viel zu übergeben, so manchen Auftrag auszurichten, daß Jene, länger als sie Willens war, auf dem Vorplatze aufgehalten wurde. Da riß Heinrichs Gedult. Die erhaltene Ermahnung nicht achtend, dachte er, ach, es wird nicht gleich schaden, sprang vom Lager, öffnete leise die Thüre, und als er in der Hand der Mutter ein niedliches Steckenpferdchen erblickte, war er im Nu an ihrer Seite. „Um Gotteswillen, was beginnst Du!“ rief die Amtmännin im höchsten Schrecken, und trug ihn eiligst in sein Bett zurück. Allein es war zu spät, der Uebergang von der Hitze zur Kälte war zu schnell, der Schweiß war zurückgetreten, und trotz der Kunst der geschicktesten Aerzte, welche die betrübten Eltern sogleich zu Rathe zogen, blieb Heinrichs rechte Seite ganz gelähmt. — Obgleich das bedeutende Vermögen,

welches Amtmann Stiller besaß, seinem Sohne auch in Zukunft eine unabhängige Lage sicherte, so blieb doch dieser Zeitlebens ein hülfloser unglücklicher Mensch, und unter heißen Thränen verwünschte er seine Unfolgsamkeit.

Oft stellte er sich der Jugend als warnendes Beispiel dar, theilte die Ursache seines traurigen Schicksals mit und sagte: „Ihr Kinder, gehorchet Euern Eltern! — Haltet Euch im jugendlichen Uebermuth nicht für klüger als die, welche der Allweise Euch zu Führern durch das Leben gab. O ihre verschmähten Warnungen rächen sich bitter, und oft ist ein jammervolles Daseyn die schreckliche Folge des Ungehorsams.“



Das einflufsreiche Kreuzchen.

Das einflußreiche Kreuzchen.

Gertrud war ein fleißiges und ordentliches Mädchen in der Schule, und eine gute, gehorsame Tochter. Aber die Eltern waren arm, und das Mädchen mußte, sobald sie ihr 13tes Jahr erreicht hatte, hinaus in die Fremde. In der nächsten Stadt trat sie in Dienste, und beim Abschied gab ihr die wackere Mutter ein Kreuzchen zum Andenken mit. „Ich habe es von meiner seligen Großmutter erhalten,“ sagte sie, „als ich zum Erstenmal zum Tisch des Herrn ging, und ein Halstüchlein von feinem Gewebe mit roth und blauen Streifen war dabei, ich trage es noch, denn ich hielt es in Ehren, daher konnte ich es

so lange erhalten. Jetzt ist es freilich anders, die Jugend sieht nicht mehr so auf das Ihrige, und so wird denn auch Alles bald verbraucht. Aber wenn meine Gertrud der Mutter und Großmutter Beispiel folgt, so wird es ihr Schade nicht seyn. Ja Kind! denke immer an diese Ermahnung, wenn Du das Kreuzchen betrachtest. Gewiß Du wirst, wenn ich schon lange unter der Erde bin, mir dafür danken.“ So sprach die ehrliche Frau, und entließ unter heißen Thränen die liebe Tochter, welcher der Vater und die beiden ältesten Brüder das Geleite in die Stadt gaben. Bei einem Schuhmachermeister fand sie ihre erste Unterkunft. Er und seine Frau waren redliche Leute, und beruhigt konnten die Ihrigen das Mädchen hier zurücklassen. Auch sie gewöhnte bald ein, und da sie treu und fleißig ihre Pflichten erfüllte, gewann die Herrschaft sie lieb. Klein war ihr Bündel-

chen, das sie vom elterlichen Hause mitgenommen hatte, gering ihre Habe, aber der Mutter und Großmutter Bild, das ihr das Kreuzchen immer vergegenwärtigte, wiederholte ihr die Lehre, auch das Wenige zu Rathe zu halten. Mit Vorsicht besorgte sie ihre Geschäfte, damit sie ihre Schürzen, und überhaupt ihre Kleidung nicht zu sehr beschmutzte; jeden Schaden half sie sogleich nach, und rein gewaschen, sauber ausgebessert, aber nie widerlich, war ihr ärmlicher Anzug. Ausser ihrem Lohn verdiente sie sich neben bei noch manchen Groschen; sie half zum Handwerk, sie trug die Schuhe nach Haus; das warf alles zuweilen ein kleines Trankgeld ab. Sparsam wurde es in ein von Stroh niedlich geflochtenes Kästchen zu ihrem Kreuzchen gelegt, und bei dessen Anblick jeder gute schon gefaßte Vorsatz erneuert. Bald konnte sie von ihrem Ersparten ihren Anzug verbessern,

und nach Jahr und Tag hatte sie sich schon einige hübsche Stücke angeschafft. O mit welcher Sorgfalt wurde dies alles getragen, wieder gereinigt und aufbewahrt! mit welcher Freude ruhte oft ihr Blick auf ihren selbsterworbenen kleinen Schätzen! Am Sonntag schmückte sie sich mit ihrem Kreuzchen, und dachte mit Dank und Segen an ihre gute Mutter, an ihre Lehren, an ihr Beispiel. Doch noch mehr sollte sie die Frucht ihres Gehorsams, ihrer Ordnungsliebe beglücken. — Sie trug einmal Schuhe in ein vornehmes Haus; ihr netter, reinlicher Anzug, ihr freundliches und sittsames Benehmen gewann ihr die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der Dame vom Hause. Sie hatte gerade ein Dienstmädchen nöthig, und bei Gertruds Anblick entstand sogleich in ihr der Entschluß, diese zu wählen. Sie knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und als sie des Mädchens Zufriedenheit

mit ihrer Lage, und ihre rechtlichen und dankbaren Gesinnungen gegen ihre Herrschaft bemerkte, nahm sie sich vor, mit diesen zu unterhandeln, ehe sie Gertrud mit ihrem Plan bekannt machte. Es geschah. Meister Ehrlich und seine Frau wollten das Mädchen nicht abhalten, ihr Glück weiter zu suchen, und entließen sie mit Liebe. Jetzt erst begann Gertruds goldne Zeit! Freigebig wurde ihr treuer und pünktlicher Diensteifer von ihrer neuen Herrin belohnt, und neben einem wohlthuenden Vorrath von Kleidern und Wäsche, welchen sie sich anschaffte, und nach gewohnter Weise mit großer Aufmerksamkeit zu Rath hielt, konnte sie noch manches Sümmchen sich erwerben, und damit die alten Eltern unterstützen. Welche Freude war es für die Mutter, als sie sich schon von länger her überzeugte, daß ihre Tochter des Kreuzchens Erinnerungskraft zu ihrem Besten benützte,

und ihren Lehren so treue Folge geleistet habe. Aber der Greisin, welche kürzlich Wittwe geworden, war bestimmt noch mehr Glück durch Gertrud zu erfahren, diese aber sollte erst durch Trübsal zur Wonne gelangen.

Ihre Gebieterin kam auf den Gedanken, sich einen kostbaren Schmuck umfassen zu lassen. Ein erst von seinen Reisen zurückgekommener junger Juwelier wurde ihr seiner Geschicklichkeit und Rechtlichkeit wegen empfohlen. Er kam auf ihr Geheiß, doch seine Forderung war bedeutend, und Frau von Gersdorf gab sich Bedenkzeit, und versprach ihm Antwort wissen zu lassen. Indeß der Wunsch, ihre Kostbarkeiten in neuer gefälliger Form zu besitzen, war zu lebhaft; sie beschloß nach einiger Ueberlegung, die Kosten nicht zu scheuen, und schickte durch Gertrud, auf deren Ehrlichkeit sie sich verlassen zu können glaubte, den

Schmuck dem Juwelier. Er war nicht zu Haus; nach einer Weile kam er aber, und äusserte nach beiliegendem Verzeichniß ein Stück zu wenig erhalten zu haben. Bestürzt versicherte die Besitzerin, daß sie Alles eingepackt hätte, allein das Schächtelchen war nicht versiegelt, also mußte Gertrud entweder neugierig dasselbe untersucht und unachtsam das fehlende Ohrgehäng verschleudert, oder — o sie konnte es sich kaum denken — gar entwendet haben. Sie versprach dem Juwelier nachzusuchen, und er entfernte sich wieder. Aufgeregt durch die Vorstellung des großen Verlusts, verläugnete Frau von Gersdorf ihren eigenthümlichen gütigen Charakter, und die arme Gertrud wurde hart und strenge des unverzeihlichsten Vorwitzes und der größten Unachtsamkeit beschuldigt. Umsonst betheuerte diese, das Schächtelchen nicht geöffnet zu haben; Frau von Gersdorf war über-

zeugt, sie habe sich nicht geirrt, und ließ nun gar der Unglücklichen nicht undeutlich merken, daß sie noch einen schlimmern Verdacht hege. Trostlos lief das Mädchen zum Juwelier, und beschwor ihn mit heissen Thränen, Alles noch einmal durchzuzählen. Der tiefe Schmerz, das gekränkte Ehrgefühl und die Aeusserungen eines frommen, redlichen Charakters, so wie einer, für ihren Stand nicht ganz gewöhnlichen Geistesbildung, welche sie im nähern Umgange mit ihrer Herrin erhalten hatte, dieß Alles wirkte mächtig auf den braven jungen Mann. — Er war in seinem Innern fest von des Mädchens Unschuld überzeugt, aber ach! was konnte er zu ihrer Beruhigung thun? —

Noch stand sie weinend in seinem Ladenstübchen, noch tröstete er sie mit sanften herzlichen Worten; da kam eilig ein Bote von Frau von Gersdorf, und beschied den Juwelier zu

derselben. — „Sicher hat sich das Fehlende gefunden!“ sagte dieser mit freudiger Zuversicht, nahm Gertruds Hand, und mit raschen Schritten hatten beide bald die Wohnung erreicht. „Das Ohrgehäng ist da!“ rief die Baronin sogleich beim Eintritt ihnen fröhlich entgegen, „es hat sich unter andere Kostbarkeiten verschoben, und dadurch meinen Blick entzogen.“ Dann schloß sie Gertrud in ihre Arme und sagte: „Vergib mir, ehrliche Seele, daß ich Zweifel in Deine Treue und Achtsamkeit setzte! o wie kann ich Dir die trübe Stunde, welche mein Argwohn und meine Uebereilung Dir bereitete, vergessen machen? Sei versichert, daß ich gewiß streben werde, Dich dafür zu entschädigen.“ Freudig bewegt vernahm Gertrud die frohe Nachricht, und weinte süße Thränen bei ihrer Gebieterin liebevollen Aeusserungen. Auch des jungen Mannes bemächtigte sich bei dieser

Scene tiefe Rührung, und als Gertrud sich entfernt hatte, schilderte er der Baronin mit lebhaften Farben die Angst, in welcher die Angeklagte ihre Zuflucht zu ihm genommen hatte. Hiedurch bewogen, sagte diese: „Ich habe bemerkt, daß Gertrud ein unscheinbares Kreuzchen öfters trägt, ich will ihr die Freude machen und sie mit einem hübscheren und kostbareren beschenken.“ Noch nicht lange habe ich ein recht niedliches vergoldetes Kreuzchen verfertigt — fiel schnell der Juwelier ein. — „Gut, bringen Sie mir dasselbe,“ versetzte die Dame, und bereitwillig eilte er hinweg. Als er zurückkam, wurde Gertrud gerufen, und gütig sagte zu ihr Frau von Gersdorf: „Ich möchte es nicht lange anstehen lassen, mich bereitwillig zu zeigen, Dir den letzten Schmerz zu vergüten. Nimm also vor der Hand dieß Kreuzchen von Gold, und trage es statt Deinem

geringen.“ Gertrud küßte dankbar und gerührt Jener die Hand und erwiederte: „Gnädige Frau! Ihre Güte, Ihr Wohlwollen ist mir Ersatz genug für das ausgestandene Leid, und um keinen Preis würde ich mein schlechtes Kreuzchen mit einem noch so kostbaren vertauschen.“ Mit Thränen im Auge erklärte sie nun, warum dasselbe ihr so theuer sei, gedachte mit kindlicher Liebe der alten Mutter und kam dabei in ein so rührendes Feuer, daß die Baronin, sanft ergriffen, ihre Hand auf des Mädchens Haupt legend, ausrief: „Gott segne Dich, frommes Kind! Behalte Dein Kreuzchen, ich fühle es, Gold belohnt nicht solche Gesinnung, und befriedigt kein Gemüth, wie das Deinige.“ Der Juwelier war in ein Fenster getreten, um seine Bewegung zu verbergen, wurde aber dann von Frau v. Gersdorf entlassen, indem sie lächelnd sagte: „Lieber Herr!

packen Sie Ihr Kreuzchen wieder ein; ich merke wohl, in Ihrem Bereich ist nichts, was Reitz für mein Trudchen hat.“ Er ging; aber mit dem Entschluß, Gertrud und keine Andere müsse seine Gattin werden; denn Alles, was er von ihr gehört und gesehen hatte, erwarb ihr seine Zuneigung, und besonders die letzte Scene, da auch er kindliche Liebe und Treue an einer betagten Mutter übte. Diese besorgte dafür nach Kräften des Sohnes Hauswesen, dessen durch Geschicklichkeit sich selbst erworbene glückliche Lage ihr Stolz war. Er hatte schon so viel verdient, daß er sich recht anständig einrichten, und der Mutter alten Tage versüßen konnte, was ihm die höchste Freude gewährte. „O Gertrud würde gewiß auch meinem Mütterchen eine gute Tochter werden!“ sagte er zu sich selbst, und nahm sich vor seinen Vorsatz bald auszuführen. Sein Laden lag an einer der gang-

barsten Strassen der Stadt. Auch Gertrud führten öfters Geschäfte vorbei. So oft er sie erblickte, trat er heraus und unterhielt sich mit ihr; immer werther wurde ihm das Mädchen, und sie schien für ihn nicht gleichgültig zu seyn. Nach einiger Zeit kam er zu Frau von Gersdorf, und theilte ihr seinen Wunsch und sein Vorhaben mit. Welche Ueberraschung für Gertrud, als sie von dem braven jungen Manne die Bitte hörte, statt dem verschmähten goldenen Kreuzchen nun einen goldenen Ring von ihm anzunehmen, und mit demselben die Zusicherung seiner Achtung und Liebe. Freudig reichte sie ihm die Hand zum ewigen Bunde, und ganz ausgestattet von ihrer gütigen Herrschaft wurde sie bald seine glückliche und ihn beglückende Gattin. Ihre alte Mutter nahm sie zu sich, und diese lebte den Rest ihrer Tage noch höchst ruhig und zufrieden, sowohl

durch die Erweisungen der Liebe ihrer Kinder, als auch im guten Einverständniß mit der Mutter ihres Schwiegersohns, gegen welche Gertrud ihre kindlichen Pflichten eben so treu erfüllte, als gegen die Ihrige.

Bei ihrer Trauung schmückten die Braut keine Kostbarkeiten; aber ihr Kreuzchen durfte bei Vollziehung der wichtigsten Handlung ihres Lebens nicht fehlen, und immer blieb es für sie ein mächtiger Antrieb, ihre Ordnungsliebe und Sparsamkeit, welche so viel zu ihrem Lebensglück beitrugen, im eignen Hause zu üben, und sie auch ihren Kindern einzuprägen.

Woldemars Geburtstag.

Zwölf Jahre hatte der feurige Woldemar schon durchlebt, und seine geistigen Anlagen versprachen eben so wohl einen einst brauchbaren Mann, als auch sein Herz eine Freistätte für jeden Hülfsbedürftigen. Ueberdieß war sein Aeusseres höchst liebenswürdig. Braunes Haar umfloß in langen natürlichen Locken seinen Nacken; seelenvoll sprach sein dunkles Auge, so wie der Gesundheit blühendes Roth auf der Wange, das rege Leben und die Reinheit der Seele aus. Er war der Stolz und die Freude seiner Eltern, und seine Lehrer stellten ihn seinen Mitschülern immer als Muster und Beispiel auf.

Es näherte sich sein Geburtstag, und da der Vater ein reicher Mann war, durfte er bei solchen Gelegenheiten nicht ängstlich die nöthigen Ausgaben berechnen. Er verabredete also mit seiner Gattin eine glänzende Feier des Festtags, der ihm vor zwölf Jahren einen so großen Schatz in dem hoffnungsvollen Sohne gab. Es sollte ihm dieselbe ein Beweiß von der Zärtlichkeit und Zufriedenheit der Eltern seyn, und zugleich genügten diese dadurch der Forderung ihrer eigenen, ihn innig liebenden Herzen.

Ein Kreis von Freunden wurde eingeladen; die auserlesensten Geschenke ihm bestimmt, und am Abend sollte im Garten am Hause ein Feuerwerk abgebrannt werden, welche Art Unterhaltung Woldemar'n vorzügliches Vergnügen gewährte. Einige Tage zuvor ging dieser mit einem seiner besten Freunde

spazieren. Otto, ausserdem ihm ziemlich gleich an Vorzügen des Geistes und Herzens, besaß aber einen großen Fehler, nemlich den der Plauderhaftigkeit. Herr Grosmann hatte schon die jungen Leute, welche durch ihre Anwesenheit Woldemars Geburtstag verherrlichen sollten, eingeladen, und Otto wurde in alle Geheimnisse der Feier eingeweiht. Unaufgefordert theilte er nun seinem Freund auf jenem Spaziergang Alles mit, was er erfahren hatte, worüber dieser fast unwillig wurde; doch freute er sich des gütigen Strebens seiner Eltern, ihm so viele Freuden zu bereiten, und genoß dieselben schon in der Vorempfindung. Otto'n mußte er aber geloben, das zu verschweigen, was dieser verrathen hatte. Doch ein Zufall entband ihn des Versprechens, und gab dem schwatzhaften Otto die Beruhigung, durch seinen Fehler etwas Gutes bewirkt zu haben.

Ein Betteljunge von ohngefähr 13 Jahren sprach auf jenem Spaziergange die Knaben um ein Almosen an. Sein trübes Auge, seine eingefallenen Wangen, seine magere Gestalt, verkündeten Krankheit des Körpers und der Seele. Mitleidig forschten Woldemar und Otto nach seinem Schicksal, und erfuhren, daß er der Sohn einer Wittwe sei, daß ihn und die Mutter Mangel und Elend drücke, und daß er so eben von einer schweren Krankheit aufgestanden sei, um durch Almosen sammeln die Mutter vom Hungertod zu erretten. „Armer Knabe!“ sagte Woldemar tief seufzend, „wo wohnt Deine Mutter, führe mich zu ihr.“ — Eine armselige Hütte in der Vorstadt umschloß viel Jammer! Als die Knaben sie betraten, fanden sie auf hartem Strohlager eine abgezehrte, weibliche Figur, und keine Spur von irgend einer kleinen Bequemlichkeit war im ganzen

zen leeren Stübchen zu erblicken. Matt wandte die Kranke das Auge nach der sich öffnenden Thüre, und mit heischer Stimme sagte sie: „Felix, bringst Du Hülfe?“ Ja, fiel statt seiner Woldemar schnell ein, ich will helfen, gute Frau! vor Allem ihr, und dann auch ihrem armen Sohne. Die Mutter hob ihre Hände betend zum Himmel und rief: „Dank, o Dank Dir, guter Gott, für die Erhörung meines Flehens! Nun sterbe ich gerne, denn Felix ist nicht verlassen, das sagt mir der Engel, der mir eben erschienen ist.“ Woldemar trocknete sich die Augen, dann gab er all das Geld, das er bei sich hatte, her, versprach einen Arzt zu schicken, und eilte fort, um diese Zusage bald erfüllen zu können. Als sie auf der Strasse waren, drückte Woldemar Otto'n die Hand und sagte: „O wir glücklichen Kinder, wie unendlich reich sind wir gegen solche bedauernswür-

dige Menschen; doch denen muß geholfen werden! Bei seiner Nachhausekunft schilderte er den Eltern den Zustand der Armen so lebendig, daß sie gerührt und bereitwillig dieselben sogleich mit ärztlicher Hülfe und Nahrungsmitteln versahen. Die Frau war aber zu sehr geschwächt, sie verschied nach wenig Tagen. Als Woldemar durch den nun ganz verlassenen laut jammernden Felix die Nachricht erhielt, tröstete er ihn mit sanften Worten, und hieß ihn auf Gott vertrauen, welcher der Vater der Waisen ist. Dann ging er zu seinen Eltern, entdeckte ihnen, daß er um ihre schönen Plane zur Feier seines Geburtstages wisse, und versicherte sie seiner kindlichen Dankbarkeit. „Aber,“ setzte er hinzu, „eine noch weit größere Freude könnten Sie mir bereiten! — darf ich, o darf ich sie aussprechen?“ — Der Vater gab seine Einwilligung. Die Mutter aber, verstimmt, daß

ihr das Vergnügen der Ueberraschung durch unzeitige Geschwätzigkeit verkümmert wurde, wandte sich mit einer finstern Miene ab, und wollte sich entfernen; doch Woldemar trat ihr, bittend im Weg, und schmeichelte ihr mit den süßesten Namen und Worten die Falten von der Stirne, so daß auch sie endlich wieder zufrieden gestellt versprach, ihn ruhig anzuhören. Woldemar fuhr fort: „Ich bin durch Ihre Güte, geliebte Eltern! mit allen Bedürfnissen des Lebens so reich versorgt, daß Alles, womit Sie mich auf meinen Geburtstag beschenken wollten, Ueberfluß wäre, und das herrliche Feuerwerk, das mich erfreuen sollte, ist in einer Stunde verlodert. Welch ein dauernderes und reineres Vergnügen könnte ich mir verschaffen, wenn Sie, theure Eltern, mir für dieß Alles das dazu bestimmte Geld geben wollten.“ Und was willst Du damit machen? fragte Herr Gros-

mann. „Den armen Felix kleiden und ihn zur Schule schicken,“ war des Sohnes Antwort.

Gerührt versprachen ihm die Eltern seinen Wunsch zu erfüllen, wofür er ihnen freudig dankbar die Hand küßte. In der Stille versorgte er nun noch bis zu seinem Geburtstag den armen Felix mit Speise und Trank, und vertröstete ihn mit der Hoffnung auf bessere Zeiten. Die Hülle seiner Mutter wurde auf Kosten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten beerdigt, und man sprach davon, den Sohn in ein Waisenhaus zu geben.

Doch nun kam Woldemars Geburtstag. In der Frühe empfing er die Segenswünsche der liebenden Eltern. Ein großer Eiring stand auf dem Tisch, und sein Lieblingstrank — Chokolade — verherrlichte, als ausgezeichnetes Frühstück, den Morgen des Tags. Bald darauf erschien Felix, nach seinem Stand

einfach, aber gut gekleidet, und mit Thränen im Auge reichte er Woldemar'n die Hand, indem er sagte: „Gütiger, junger Herr! ich darf bei Ihnen bleiben. O mit welchem Eifer will ich Ihnen dienen!“ Indem trat der Vater herein, gab Woldemar'n ein Päckchen Geld mit den Worten: „Dieß ist Dein Angebinde mein Sohn — Felix Aufnahme in unser Haus und hier das Vermögen einen zweckmäßigen Unterricht für ihn zu besorgen.“ Ausser sich vor Freude fiel Woldemar dem Vater um den Hals, und konnte nicht aufhören, ihm zu danken. Nun kam auch die Mutter hinzu, und verhieß freudig ihre Mitwirkung zu Felix gesicherter und glücklicher Zukunft. O wie beseeligte dieß Woldemar's menschenfreundliches Herz. Es gewährte ihm mehr Genuß, als die reichsten Spenden aus den Waarenlagern der berühmtesten Kaufleute der Stadt, mehr als die

prunkvollste Feier des heutigen Tages! Doch ohne daß er es wollte, wurde dieser demohngeachtet nach dem ersten dazu entworfenen Plane ausgezeichnet. Woldemar war zu herzlich geliebt von seinen Freunden, und verdiente es auch — sie konnten unmöglich untheilnehmend sein Wiegenfest vorüber gehen lassen. Ueberdieß bereute es Otto, daß er durch seine Plauderei Woldemar'n um das Vergnügen des Feuerwerks gebracht hatte. Er verabredete also mit mehreren Mitschülern auf ihre Kosten ein kleines Feuerwerk zu veranstalten. Felix wurde mit in das Geheimniß gezogen, und durch seine Hülfe und Thätigkeit kam Alles — dem Geburtstäger unbemerkt — zu Stande. Als der frühe Herbstabend einbrach, versammelten sich die frohen Knaben im Hausgärtchen Woldemar's; und nachdem unter Aufsicht und Leitung eines erwachsenen Sachverständigen Alles bereitet

war, führte Otto seinen geliebten Freund und dessen Eltern in die Laube des Gärtchens, von wo aus sie die glückliche Ausführung eines recht gut angeordneten Feuerwerks beobachten konnten.

Wie erfreut und überrascht wurde Woldemar durch diesen sprechenden Beweiß der Liebe seiner Freunde, und durch den angenehmen Genuß seiner Lieblingsunterhaltung! Die kleinen Feuerwerker wurden von Woldemar's Eltern eingeladen da zu bleiben, und der muntere Knabenzirkel verlebte in schuldloser Fröhlichkeit noch einige recht vergnügte Stunden. Auch Felixen liessen sie an ihrer Unterhaltung Theil nehmen, und er betrug sich so sittsam und bescheiden, so rücksichtsvoll auf sein untergeordnetes Verhältniß, daß ihm Woldemar's Eltern ihren vollen Beifall schenkten. Der einst so Unglückliche, und nun Gerettete, erinnerte sich stets mit Dank und Rührung an diesen Festtag.

Denn in Grosmann's Hause wurde der Grund zu seinem nachherigen Glück gelegt. Er wurde ein geschickter Drechsler, ja fast ein Künstler in diesem Fache, da er Talent besaß, und den gehörigen Unterricht erhielt.

Seine dankbare Anhänglichkeit an Woldemar kannte keine Grenzen, und auch dieser blieb seinem Schützling herzlich zugethan, und freute sich noch in spätem Alter der Ueberzeugung, ein nun wackeres Glied der menschlichen Gesellschaft einst dem augenscheinlichen Untergang entzogen zu haben.

Das Blindekuh-Spiel.

Zwischen Wilhelm und Hannchen herrschte eine unaussprechliche Geschwisterliebe, und namenlos war der Schmerz, den Letztere über die Abreise des theuern Bruders fühlte. Er kam in eine entfernte Stadt, in das Haus eines Verwandten, und sollte die dortige Schule besuchen; denn auf dem Dorf, wo sie lebten, war es nicht möglich, eine wissenschaftliche Bildung zu erlangen, und Wilhelm sollte und wollte einst studieren.

Er war vier Jahre älter als Hannchen. Die Geburt des Schwesterchens gewährte damals dem Knaben unbeschreibliche Freude. Stundenlang saß er an ihrer Wiege, beobachtete ihren

Schlummer, stillte ihre Thränen durch freundliche Zusprache oder heitern Gesang, und als sie für Spiele empfänglich war, widmete er ihrer Unterhaltung alle seine Freistunden. Bei ihren Spaziergängen war er späterhin ihr treuer Begleiter und ihr Schutz; endlich auch ihr Lehrer in den ersten Gegenständen des Wissens.

Doch jetzt war Wilhelm zwölf, Hannchen acht Jahre, und die Mutter mußte sich zu dem schweren Schritt entschließen, von dem geliebten Sohn sich zu trennen.

Der Vater, welcher Geistlicher in diesem Dorfe war, entschlief vor drei Jahren an einer Brustkrankheit in seinem besten Alter, und hinterließ seiner tieftrauernden Wittwe kaum so viel, um sich und ihre Kinder nothdürftig ernähren zu können. Daher war es auch für sie wohlthätig, daß Wilhelm das Schul-

geld für Hannchen ersparte. Aber des Knaben Zukunft lag schwer lastend auf ihrer Seele; er hatte Talente und überwiegende Neigung zum Studieren, und ihr fehlte es gänzlich an Mitteln, um dieß einst möglich zu machen. Da sandte Gott unvermuthet Hülfe. Wilhelms Taufpathe, ein Freund des verstorbenen Vaters, der reich und edel, dabei kinderlos war, starb auch und bestimmte in seinem Testament für Wilhelm ein Kapital, von dessen Zinsen seine Ausbildung bestritten werden konnte. Er kam also in die Stadt, und Hannchen härmte sich über den Verlust ihres besten Freundes so sehr ab, daß die Mutter für ihre Gesundheit fürchten mußte. Ach, alle die schuldlosen, süßen Gewohnheiten entbehrte sie jetzt! und jede Erinnerung an dieselbe erneuerte bei ihr die schmerzliche Ueberzeugung, daß dieß Alles auf lange, vielleicht auf immer vorüber

sei. Vergeblich sehnte sie sich nach dem freundlichen Morgengruß des geliebten Bruders! leer blieb sein Platz, zwischen der Mutter und ihr, beim Frühstück, am Mittagstisch, beim Genuß des einfachen Abendbrods! Nimmer konnte sie sich seines Lobes erfreuen, wenn sie die ihr aufgetragenen Arbeiten gefertigt, und ihre Aufgaben glücklich gelöst hatte! Nimmer mit ihm gemeinschaftlich des kleinen Gärtchens pflegen, oder an seiner Seite fröhlich Wald und Wiese durchwandern! und nun kam überdieß der Winter herbei, wo Hannchen in der Natur keine Erheiterung suchen und finden konnte. Mit verdoppelter Innigkeit schloß sie sich an die gute Mutter an, und diese bot Alles auf, ihr den Verlust ihres Wilhelms weniger fühlbar zu machen.

Wie im Glück, so auch in trüben Tagen, geht die Zeit ihren raschen unaufhaltsamen Schritt. Die traurigen Winter-

Monate waren vergangen, und der Lenz mit seinem frischen Grün und mit seinen Blüthenknospen, brachte manche Zerstreuung. Die Gutsherrschaft bezog ihr Schloß, und die zahlreiche Familie machte es im Dorf sehr lebhaft. Jedoch unter fünf muthwilligen und feurigen Knaben stand alleine die sanfte, engelsgute Iduna, und höchst erfreut für sie eine Gespielin zu finden, baten ihre Eltern die Pastorin, ihnen Hannchen recht viel zu überlassen, in welche Bitte Frau Berthold um so lieber einwilligte, als sie von jenem Umgang die Wiederherstellung der Heiterkeit ihres Töchterchens hoffte. Diese war also größtentheils im Schloß, und eine innige Freundschaft zwischen ihr und Iduna war die Folge davon, welche auf Hanchens Zufriedenheit sehr wohlthätig wirkte. Iduna, zwei Jahre älter als ihre Freundin, nahm herzlichen Antheil an den schwesterlichen Gefüh-

len, welche Letztere für ihren Wilhelm hegte; sie weinte mit ihr, wenn das Andenken an ihn Thränen ihr erpreßte, und suchte sie mit der Hoffnung des Wiedersehens zu beruhigen. „Wenn der Winter kommt," tröstete sie dieselbe, „dann mußt Du uns in der Stadt besuchen, und auf solche Weise siehst Du ja Deinen Wilhelm bald wieder!" Wirklich trug diese Aussicht viel zu Hanchens Ruhe bei.

Aber durch einen Zufall trat auch Frau Berthold mit der Baronin in ein recht freundschaftliches Verhältniß. Der jüngste Sohn der Frau von Hohenhorst erkrankte plötzlich an einer Halsentzündung, und diese wurde in kurzer Zeit so bedenklich, daß man ihn schon für verloren gab. Das ganze Haus war in grosser Bestürzung, denn der goldgelockte siebenjährige Arthur war allgemein geliebt. Hanchen theilte lebhaft den Jammer der Fa-

milie und ihrer Freundin, und erzählte mit vielem Interesse bei ihrer Nachhausekunft der Mutter, welches Unglück den Schloßbewohnern drohe. Frau Berthold besaß in ihrer Hausapotheke ein bewährtes Mittel gegen das Uebel, an dem der Kleine litte, und sie säumte keinen Augenblick, sich damit zu Frau von Hohenhorst zu begeben, und dessen Anwendung zu empfehlen. Der Arzt, nach dem man in die Stadt geschickt hatte, war noch nicht gekommen, und nur schleunige Hülfe konnte das Kind retten. Mit Einsicht und mit Vertrauen auf Gottes Segen begann Frau Berthold ihre Kur, und — wirklich auch mit dem glücklichsten Erfolg. Die Krankheit stieg nicht mehr, im Gegentheil war schon nach einer Stunde Besserung wahrzunehmen, und als der Doktor eintraf, erklärte er das Kind für gerettet, und die Behandlung der Frau Berthold als vollkom-

men zweckmäßig. „Ohne diese verständige Frau," sagte er, „wäre ich mit aller Hülfe zu spät gekommen." Welche dankbaren Gefühle erfüllten das Herz der glücklichen Eltern und Geschwister für die Retterin ihres Lieblings, und von nun an war auch sie die fast tägliche Gesellschafterin der Baronin.

Zu Ende des Landaufenthalts fiel des fröhlichen Arthurs Geburtstag. Er wurde glänzend gefeiert und zugleich das Genesungsfest damit verbunden. Daß Frau Berthold, welcher er sein neugeschenktes Leben zu verdanken hatte, nicht dabei fehlen durfte, läßt sich denken; und hier war es, wo Frau von Hohenhorst der Pastorin den Vorschlag machte, ihr einsames Dorf zu verlassen, und mit ihnen in die Stadt zu ziehen. Ein großer Kampf entstand in Frau Bertholds Seele. Der Ort, wo sie einst so glücklich war, und wo die Hülle ihres unvergeßlichen

Gatten ruhte, war ihr sehr werth; doch der Gedanke, immer um und bei den guten Menschen seyn zu können, ihr Hannchen nicht von Idunen trennen zu dürfen, und — was die Hauptsache war — künftig in der Nähe ihres Wilhelms zu leben, machte sie schwankend.

Hanchens schmeichelnde Bitten gaben das Uebergewicht, und Frau Berthold entschied für das Stadtleben. Welche Freude für ihre Freunde! und vorzüglich für Hanchen und Iduna. Die kindliche Phantasie malte ihr mit den lachendsten Farben die Zukunft; auch dachte sie sich's recht schön, ihren Wilhelm überraschen zu können. Sie theilte deßwegen Plan und Wunsch der guten Mutter mit, nach welchem ihr Vorhaben für den Bruder und Sohn ein Geheimniß bleiben sollte, bis sie an Ort und Stelle ihn mündlich davon benachrichtigen könnte. Dieß war um

so leichter ausführbar, als Frau Berthold und Hanchen vor der Hand bei ihren neuen Freunden wohnen, und erst mit Zeit und Gelegenheit ein taugliches Häuschen in ihrer Nähe miethen sollten.

Die kurzen Tage, der gefallene Reif, die gelb und rothen Blätter, welche bei dem leisesten Windhauch von den Bäumen auf die Erde kräuselten, nöthigten Baron Hohenhorst, seinen Landaufenthalt zu beendigen, und in einigen Tagen war die Familie nebst Frau Berthold und Hannchen in der Stadt. Kaum aus dem Wagen gestiegen, zog die süße Gewalt der Schwesterliebe Letztere in das Haus, wo Wilhelm lebte. Es war schon im Dämmerlicht, und Hanchen sah von Weitem die Fenster des ersten Stockwerks jener Wohnung hell erleuchtet. Eine Gesellschaft junger Leute hatten sich bei den Kindern des Hauses versammelt, und Wilhelm als ein gefälliger und sittsamer Knabe

wurde gebeten, an ihren Unterhaltungen Antheil zu nehmen. Eben spielten sie Blindekuh, und Wilhelm tappte mit verbundenen Augen umher; da ging die Thüre auf. Jener glaubte, es wolle eines von der Gesellschaft hinausschlüpfen, und rief: „Nein, das gilt nichts! wart ich will Dich kriegen!“ holte weit aus mit den Armen, und — umfing sein Hanchen! Wer beschreibt das Entzücken des Ueberraschten, der schnell die Binde herabriß, und nun seine vielgeliebte Schwester erblickte. Als sie ihm, aber freudig aufgeregt, in abgebrochenen Sätzen verkündigte: „Wir bleiben hier! — guter, lieber Wilhelm! — wir dürfen uns nicht mehr trennen! — komm nur — komm mit zur Mutter!“ — Da konnte ihn nichts abhalten, ihr zu folgen. Noch einige Minuten — und der gute Sohn lag in der liebenden Mutter Umarmung! —

Im glücklichen Familien- und freundschaftlichen Verein flossen nun ihre Tage dahin, und der holde Arthur wurde sowohl als Ursache ihres erhöhten Glücks und auch wegen seiner eigenen Liebenswürdigkeit von der Pastorin und ihren Kindern unbeschreiblich geliebt, was er mit der zärtlichsten Gegenliebe und Dankbarkeit vergalt. Ja, als der Knabe zum Jüngling heranwuchs, war sein feurigster Wunsch, daß Wilhelm sein Führer auf der hohen Schule und auf Reisen werden möchte, und aus dem Mentor und Zögling wurden späterhin die innigsten Freunde, so wie auch das Bündniß Hanchens und Idunens und ihrer beiden Mütter unauflöslich blieb.



Neue empfehlungswerthe Jugend- und Erziehungs-Schriften, welche bei den Verlegern dieses Werkchens und in allen Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben sind.

ABC-Buch, neues, zum Nutzen und Zeitvertreib kleiner Kinder. Mit mehr als 100 schönen illum. Bildern. 8. geb. 7 Gr. oder 30 kr.

— — Kinderspiele in 20 illum. Kupf. Fibel- und Rechenbuch für kleine Kinder. 8. geb. 8 Gr. oder 36 kr.

— — Rechen- und Lesebuch. Mit Abbildungen militär. Gegenstände in 24 illum. Kupf. 8. geb. 10 Gr. oder 45 kr.

Bilderbuch, neues, für kleine Kinder, welche noch nicht lesen können. quer Quart. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Encyklopädie, vollständige und durchaus faßliche, des nothwendig Wissenswürdigsten für das jugendliche Alter von 10 bis 14 Jahren. 2 Bde. Mit Kupf. gr. 8. geb. 3 Thlr. 8 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

— — dieselbe in Halbfranz gebunden, 3 Thlr. 20 Gr. oder 6 fl. 24 kr.

Fick, Dr. J. Chr., Lehrbuch der Geographie, oder Beschrei-

bung der Erde und ihrer Bewohner. 2te mit Kupf. verm. Auflage. gr. 8. geb. 20 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Figuren- und Landschaftszeichner, der, nach Preißler und Adam. Nebst Anleitung zum Entwerfen, Zeichnen, Tuschen und Koloriren der Landschaften, auch prakt. Bemerkungen über das Zeichnen der Figuren. Mit 9 Kupfert. Fol. geh. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Geschichten, neue unterhaltende, oder Spiegel der Sittenlehre für gute Kinder. 2te Aufl. mit 6 illum. Kupf. 8. geb. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Hölder, L., neues Kindertheater zur Unterhaltung und Belehrung. 2 Bdchn. mit 2 Kupfern. 12. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Robinson des jüngeren Rückreise nach seinem Eilande, in Begleitung seiner Kinder. Ein moralisch-naturhistorisches Lesebuch für die Jugend. Mit 6 illum. Kupf. gr. 12. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — kleine Kinder-Geschichten in Fabeln und Erzählungen zur Belehrung und Belustigung für kleinere Kinder. Mit 12 Kupfern. 16. geb. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Iselin, Dr. L. K., belehrende Bilderlust, für fleißige Knaben und Mädchen, in 100 Abbildungen mit Beschreibung derselben. 16. geb. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Karl der kleine Naturhistoriker, oder bildliche Darstellung aus der Thierwelt; für wißbegierige Kinder. Mit 12 illumin. Kupf. 16. geb. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Knecht Ruprecht, oder Wanderungen durch die Werkstätte der Künstler und Handwerker. Ein nützliches Geschenk für wißbegierige Kinder. Mit 13 illum. Kupf. 16. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Naturgeschichte für die Jugend. Mit 9 schön illuminirten Kupfern. gr. 8. geb. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — dieselbe in Halbfranz gebunden, 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

— — das alte Rom oder Schilderung der bürgerlichen, religiösen und militärischen Verfassung des häuslichen Lebens, der Sitten, Gebräuche und Meinungen der alten Römer. Ein unterhaltendes und nützliches Lesebuch für Jünglinge auf Schulen. Mit 14 Kupfern. geb. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Reinhold, C., Erzählungen aus dem Kinderlande. Mit 6 illumin. Kupf. 16. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Rosaliens Erzählungen. Ein Lesebuch für die reifere Jugend. 2te Aufl. mit 8 illum. Kupf. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Schmetterlings-Belustigungen für die Jugend und angehende Entomologen überhaupt. Ein Auszug aus dem großen Rösel'schen Insektenwerk mit Hinweisung auf das Linne'sche-System und mit Beibehaltung der Original-Kupfertafeln. 1r Band. Tagvögel. Mit 36 ausgemalten Kupf. 4. geb. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 fl.

Selma, L., das Blumengärtchen. Ein nützliches Geschenk für gute Kinder, in anziehenden Erzählungen aus dem wirklichen Leben. Mit 4 illum. Kupf. 12. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Thier- und Blumenzeichner, der. Nach Rüdinger und andern guten Meistern. Mit 10 Kupfertafeln. Fol. geh. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Unterhaltungen, lehrreiche und angenehme, eines Vaters mit seinen Kindern über die Erde und den Menschen. 3 Bde. mit Kupf. 8. geb. 2 Thlr. oder 3 fl. 24 kr.

Unterhaltungsbuch, neues, zur Vorbildung des Verstandes und Gemüthes für denkende Kinder, 2te verm. Aufl. mit 8 Kupf. 8. geb. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Vogelfänger und Vogeljäger, der, in seinen verschiedensten Arten, nach vieljähriger Erfahrung dargestellt von einem quiescirten Weidmann. 2 Thle. mit illum. u. schwarzen Kupfern. 8. geb. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Werner, Dr. C. A., Vorschule der deutschen Sprache, in leichtfaßlichen, lehrreichen Aufgaben und Erzählungen, durchaus grammatikalisch bearbeitet für Kinder von 6 bis 8 Jahren. Mit 1 Kupf. 8. geb. 18 Gr. oder 1 fl. 24 kr. — Auch unter dem Titel: Vorschule des nöthigen Wissens für Kinder. 1s Bändchen.

— — Vorschule der Religions- und Sittenlehre, in anziehenden Gesprächen und Erzählungen für Kinder von 8 bis 10 Jahren. Mit illum. Kupf. 8. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. — Auch unter dem Titel: Vorschule des nöthigen Wissens für Kinder. 2s Bändchen.

— — das Gemeinnützigste aus der Naturgeschichte und Gewerbskunde, in anziehenden Unterhaltungen für die wißbegierige

Jugend. 2 Bdchn. mit Kupf. 8. geb. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. — Auch unter dem Titel: Vorschule des nöthigen Wissens für Kinder. 3s und 4s Bändchen.

Spiele.

Frag- und Antwort-Kartenspiel. In 24 komischen männlichen Figuren, welche sich mehr als tausendmal verändern lassen. In einem Futteral. 10 Gr. oder 40 kr.

— — dasselbe, in 24 komischen weiblichen Figuren. In einem Futteral. 10 Gr. oder 40 kr.

Lottospieler, die kleinen, oder figürliche Anweisung den Kindern das ABC spielend beizubringen. In 25 auf Pappe gezogenen Tafeln und 25 Holzkügelchen, in einem Kästchen. 12 Gr. oder 48 kr.

Die kleine Maskerade, ein unterhaltendes Spiel. In Futteral. 4 Gr. oder 18 kr.

Sonne, Mond und Sterne. Ein sehr unterhaltendes Gesellschaftsspiel, mit 15 Karten und 5 Würfeln. In Futteral. 10 Gr. oder 40 kr.






Nürnberg,
bei Bauer und Raspe.